Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTES HEFT ◆ ◆ 6. JAHRGANG ◆ ◆ JANUAR 1919

INHALT:

René Schickele: Durch die Blume eines Privatbriefs
Ludwig Rubiner: Der Dichter Voltaire
Bernard Shaw: Einige ältere Bemerkungen
Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch
Rudolf Leonhard: Phantom des Wiener Kongresses
Kasimir Edschmid: Traum
Verlaine: Original und Übersetzung eines Gedichtes
Lesebuch:
Jean Paul: Franzosen-Deutsche
Ludwig Meidner: Malers Tag-Gesang
Weißes Brett Zeitsprüche

EINZELPREIS 2 FRANKEN
ODER 2 MARK

VIERTELJÄHRL. 5 FRANKEN
ODER 5 MARK

1919

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BUMPLIZ

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19, DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST. IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

INHALT:

René Schickele: Durch die Blume eines Privatbriefs . . . . . Seite 1
Ludwig Rubiner: Der Dichter Voltaire . „ 9
Bernard Shaw: Einige ältere Bemerkungen „ 17
Annette Kolb: Aus dem Berner Tagebuch „ 29
Rudolf Leonhard: Phantom des Wiener Kongresses . . . . . „ 32
Kasimir Edschmid: Traum . . . . . „ 33
Verlaine: Original und Übersetzung eines Gedichtes . . . . . „ 38
Lesebuch: Jean Paul: Franzosen-Deutsche „ 39
Ludwig Meidner: Malers Tag-Gesang . . . . . „ 41
Weißes Brett . . . . . „ 43
Zeitsprüche . . . . . Seite 8, 31, 37

DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

AM 15. JEDES MONATS

René Schickele:

DURCH DIE BLUME EINES PRIVATBRIEFS

Die Berufspolitiker, aber auch Liebhaber der schönen Künste auf dem Gebiet der Politik, deren Wirksamkeit in einem leichtsitzenden Privatissimum vor dem Spiegel besteht, mögen feststellen, daß ich hier private Angelegenheiten ausbreite, die ich überdies viel zu ernst nehme. Daß ich Brot reiche, Brot, von dem ich gegessen habe, statt allgemein verwendbarer Bausteine.

Ich setze mich mit einem Freund auseinander, auf eine persönliche, unmittelbare Art; das ist richtig. Ich veröffentliche einen Privatbrief. Weder bestreite ich es, noch suche ich nach Vorwänden, die etwa die Notwendigkeit einer solchen Veröffentlichung nachwiesen. Ich drucke den Brief ab, weil ich ihn für wichtig genug halte, veröffentlicht zu werden, und überlasse das Urteil, ob ich mich geirrt habe, unbesorgt meinen Lesern. Die Not der Zeit hat meinen Freund und mich näher gerückt, als die Stimmungstiere und deren hochachtbare, jedoch überanstrengte Treiber in Berlin, die durch die hundert Kulissen zur Abstimmung über die neue Reichsverfassung drängen oder durch eine handfeste Politik der Verstimmung den Ausgang dieser Wege zu versperren suchen.

Das Gespräch zwischen meinem Freund und mir, in einer lautlosen Landschaft statt auf der brüllenden Straße zweistimmig geführt, bestand zuerst in der verschiedenen Einschätzung der Kriegspolitik, die die sozialistischen Parteien sich hatten aufzwingen lassen. Sie besteht, heute, nach Beendigung des nationalistischen Krieges, in der verschiedenen Auffassung über die Stellung der Geistigen zur Parteipolitik.

Das zweite Kapitel unserer Geschichte ist die natürliche Fortsetzung des ersten, wie die Revolution die Fortsetzung des Krieges ist. Beide handeln von der Rolle, die der Gewalt im Marsch der Ideen einzuräumen sei.

Die sozialistische Kriegspolitik, die die Internationale gesprengt hatte, löst sich mit den Heeren und der Kriegsorganisation auf, sie vermodert, mit der ganzen Kriegsideologie, in den verödeten Schützengräben, die heimkehrenden Truppen verlieren sie, werfen sie ab mit anderem Kriegwerkzeug, um dafür nützlichere Dinge, wie Kleidungsstücke und Eßwaren aufzupacken.

Ebenso verhält es sich mit der Angelegenheit der Kriegsschuld. Die zurückkommenden und, was das Kräfteverhältnis anlangt, heute schon und überall zur Herrschaft gekommenen Massen — die wahren Sieger des Krieges, sie! — werden die Schuldfrage aufnehmen und zu Ende führen, ohne aber sich dabei im geringsten an die Fragestellung der bürgerlichen Kriegspropaganda zu halten. Die Abrechnung mit den Schuldigen am Krieg wird das selbe in Kot und Blut endgültig internationalisierte *Volk* besorgen, das auch allein imstande ist, die Heilung der verluderten Produktion, die Regelung der politischen Kräfte, die Neueinrichtung der staatlichen Beziehungen zu unternehmen.

Der erste Teil der freundschaftlichen Auseinandersetzung könnte demnach wegfallen — um so mehr, als ich hierzu dem im „Konvent der Intellektuellen" Gesagten wenig beizufügen fände — wäre er nicht aufs engste mit dem zweiten Teil verknüpft, der untersuchen soll, was wir des weitern zu tun haben: heute, morgen. Jenen memoriere ich, um sodann, gewichtiger, bei diesem zu verweilen, der an der Tagesordnung ist und, weit darüber hinaus, an der Weltordnung: eine unerhörte Tatsache, dahinter das Interesse an allen andern „Fragen" mit flüchtigem Gesicht zurücktritt.

Lieber Freund. Nach harter Arbeit, es geht schon gegen Morgen, habe ich, weil ich einer persönlichen Berührung

bedurfte, die beiden Seiten gelesen, die du mir heute Abend gegeben hast.

Die zwei Seiten genügen. Du brauchst nicht weiter zu schreiben. Sie sind nicht das „Plaidoyer", mit dem du's dir hättest leichter machen können, als ich verdient hätte. Denke an die Tage und Nächte, wo ich, nach bestem Wissen und Gewissen und mit allen meinen Kräften, um die Wahrheit gerungen habe — soll heißen: um die Versöhnung meiner tief wurzelnden Liebe zu Frankreich und seinem tausendjährigen Krieg mit der unmöglichen Bejahung des Krieges und um die Reinigung meines Trieblebens von düsteren und im Bösen glanzvollen Atavismen: Rondellen, Balladen und Epen der Gewalt. Du selbst sprichst es aus, was diesen Abschnitt der Auseinandersetzung zwischen Kameraden *erledigt:* J'y étais. Ich weiß, wie dort gearbeitet wird. Ich kenne mich aus. Doch möchte ich dir zu bedenken geben, daß ich zwar *privat* auf jener Ebene geträumt und geschwärmt habe, in meinen Sympathien, im Gefühl fast ganz, im Glauben halbwegs mit Euch, aber *nie* die Sicherheit und also, im höhern Sinne, im Sinne des Verantwortungsgefühls, niemals den Mut gefunden hätte, jene mir *nicht* restlos unzweifelhaft scheinende Parteinahme zu verteidigen oder gar als vorbildlich zu proklamieren. Ich habe, im Gegenteil, eher meine *Zweifel* bekanntgegeben. Lies, bitte, im Aprilheft 1916 der „Weißen Blätter" meinen Aufsatz „Der Mensch im Kampf", der *leider* durch die heutigen Ereignisse über alles Befürchten bestätigt wird. Lies, in der ersten von mir, noch in Berlin herausgegebenen Nummer der selben Zeitschrift „Das Gastmahl der guten Europäer" (Dezember 1914): Jede Zeile, die ich während des Krieges geschrieben habe, hörte auf die Melodie, mit der mir der Rattenfänger des Ideals flöteblasend vorausging. Lies, wenn du weiter zurückgehn willst, in den „Schreien auf dem Boulevard": „Intense Life", „Tagebuch aus der Wahlzeit 1910", die politischen Gespräche in der „Freundin Lo" oder, wenn du noch weiter zurückgreifen magst, im „Fremden" die Dispute mit dem syndikalistischen Literaten, die Schilderung der Erlebnisse in

der „imaginären" Redaktion der „Humanité". J'y étais. Von Anbeginn. Im ersten Teil des „Fremden" findest du nicht nur meine Stellung zur elsässischen Frage samt der heutigen Situation (den Besuch am 14. Juli in Belfort, von dem Paul Merkel mit einem erstaunlichen Katzenjammer zurückkehrt), sondern die Gewissensfrage an den Krieg und die Revolution überhaupt. Und weiter, noch weiter zurück! Den „Stürmer" hast du gewiß in der Erinnerung. Wir waren neunzehnjährig, als wir die kleine Zeitschrift schrieben. Von Anbeginn, immer ging es um das Problem der Gewalt und seiner Abwandlung vom Größten bis ins Kleinste, die man unter dem Begriff „Politik" zusammenfaßt, ging es um die menschenwürdige Anwendung der unentbehrlichen Werkzeuge zur Befreiung der Menschen vom bösen Zwang, womit Menschen Menschen beherrschen, und den man mit einem gar nicht erschöpfenden und oft recht irreführenden Ausdruck Klassenkampf nennt. Solche Werkzeuge sind alle propagandistischen Ideen, jede Kritik, alle Forderungen, die irgendwie geäussert werden. Die große Arbeit aber verrichten die wirtschaftlichen Kampforganisationen der Ideen, die *Parteien*.

Du, du hast dich in einer bestimmten Partei gebildet und entwickelt. Ich neben und zwischen den Parteien. Daß ich mich, nebenbei gesagt, von jeher auf dem Turnplatz der demokratischen Parteien umtat, war bei mir durchaus nicht so *naheliegend,* wie, von Haus aus, bei dir. Ich weiß, es gibt Sozialdemokraten, die gerade in diesem „Von-Haus-aus" den Prüfstein der echten, von zuverlässigen Interessen bestimmten Gesinnung erblicken, die nicht nur ausschließlich dem „Sklaven" *trauen,* sondern das Ziel nur mit und durch den „Sklaven" für erreichbar halten. Wenn, sei hier eingeschoben, den Spartakusleuten eine Ideologie von marxistischer Stärke im Leib säße, hätten sie daraus eine Philosophie gemacht; aber sie sind über dialektische, über journalistische Rechtfertigungen dieses Instinkts nie hinausgekommen ... Der Fall scheidet bei uns aus: du hast nie zu dieser Gruppe gehört. Bleibt die Parteizugehörigkeit, die Parteiarbeit.

Es kommt mir darauf an, mit dir klar zu sprechen. Und da meine ich, daß dir, nachdem die sozialistische Gesinnung einmal gegeben war, kaum etwas anders zu tun blieb, als der Partei beizutreten und in ihr für das Ideal zu arbeiten. In der Partei. Für die Partei. Mit Hinnahme der bestehenden Arbeitsbedingungen, wenn sie auch manchmal zweifelhaft und, in der Tendenz, versklavend waren. Erinnere dich an Jaurès, den du intim gekannt hast, an alle wahrhaften Führer und die Wahrhaften, die nicht zur Führung haben gelangen können. Es gibt *keinen* „Betrieb", *keinerlei* Versuch einer praktischen Realisierung, wobei dies anders wäre... Hier könntest du einwenden: „Warum bist du dann doch einmal, vor acht Jahren, in eine Partei und warum gerade in die demokratische elsässische Partei eingetreten?" Weil ich eine Zeitung übernehmen mußte, die für das Elsaß wichtig war, für unser Elsaß, für das Elsaß, wie wir es, damals, alle hätten haben wollen. Erinnere dich, es war eine kritische Zeit. Wir wußten alle: entweder das Elsaß erhält eine aufrichtige, eine republikanische Autonomie, oder es kommt der Krieg. Das eine oder das andere. Und es gab keine Zeit zu verlieren. Er brannte uns auf den Fingernägeln, dieser Krieg. Von unserer Kindheit an war er da, dieser Krieg, war sein Bild nie von unserm Horizont geschwunden. Jetzt wurde ich an eine große Zeitung nach Straßburg gerufen: ich glaubte, ein*springen,* handeln, helfen zu *müssen.* Die Zeitung war das Organ der demokratischen Partei (übrigens der einzigen deutschen demokratischen Partei, die die Forderung der Republik in ihrem Programm hatte). Ich wurde automatisch Vorstandsmitglied der Partei.

So habe ich die politische Maschine und ihren Betrieb gründlich kennen gelernt und alle Demütigungen, die in der zeitweiligen Abdankung der Intelligenz bestehen, gern ertragen. Ich wollte etwas erreichen, mit den vorhandenen Mitteln, worauf die Parteien, alle Parteien angewiesen sind. Ich sehe da keinen wesentlichen Unterschied zwischen deiner und meiner damaligen Bereit- und Einstellung. Und du weißt sehr wohl, daß ich einen Unterschied auch praktisch nicht gelten ließ.

Ich war und handelte als ein ebenso guter Sozialist wie ihr, wenn ich auch kein Sozialdemokrat war. So würde ich heute, wenn es nötig wäre, gern und unbedenklich in die Redaktion der „Freiheit" oder des Eisnerschen Blattes eintreten und, wenn die Formalität verlangt würde, auch in die entsprechende Partei. Für mich sind das Regieangelegenheiten im Bereich des Ideals, und wir wissen beide vom Verhältnis einer Aufführung zum Ideal eines Stückes, vom Verhältnis eines Konzertes zur Seele der den Zuhörern vorgespielten Musik.

Merkst du, daß ich hier wieder bei unserer Differenz angelangt bin, von der ich ausgegangen war? Ich glaube an die Entwicklung, an die Besserung, an die langsame, wenn auch fast unmerkliche Verwandlung der Zuschauer. Die einzige, ernsthafte Frage lautet: wie kann diese Verwandlung, von der *die Verwirklichung des Ideals abhängt,* am besten, nämlich am reinsten vor sich gehn?... Nicht: am schnellsten! Mit der Schnelligkeit hielt es, um drei und den selben Namen als Sigel zu benützen, Robespierre, hielt es Hervé, hält es Lenin... Ich glaube: *durch Ausschaltung des Zwangs,* durch die direkteste Aktion der Überzeugung, der *Bekehrung.* Mir will scheinen, als ob diese Methode der radikalste Sozialismus sei. Ich verlange nicht, daß etwa der Klassenkampf und seine wirtschaftlichen wie politischen Formen abgeschafft werden sollten. (Wir befinden uns bei dieser Annahme im Absoluten! Praktisch ist gewiß nicht daran zu denken.) Ihr denkt ja auch nicht daran, die Tarifkämpfe, die Lohnstreiks, ihr denkt nicht einmal daran, die Konsumvereine und eure hundert halbbürgerlichen, zwischenklassigen Einrichtungen abzuschaffen. Handle ich anders als ihr, wenn ich die Methoden des Klassenkampfes gelten lasse, das Schwergewicht der Aktion aber auf das Seelische verlege, so wie ihr die sozialistische Gesellschaft täglich als Ziel ausruft, bis zu dessen Erreichung ihr keine Ruhe geben werdet?

Du wirfst die Arme in die Luft: „Aber ja! Was du vorbringst. sind Selbstverständlichkeiten. Jeder von uns, der nachgedacht hat, würde zustimmen." Gut. Warum zieht ihr dann

nicht die Konsequenz? Und „beschränkt" euch nicht — diese Beschränkung wäre in Wirklichkeit die Durchbrechung eurer Schranken — warum erklärt ihr nicht: Wenn schon Zwang sein muß, wenn es nicht anders geht gegenüber dem Zwang der ausbeutenden Klasse, so wollen wir ausschließlich von der menschlichsten Form des Zwangs, dem passiven Widerstand, Gebrauch machen? Ohne euch kann die Gesellschaft heute schon und mit jedem Tag weniger bestehn: Zeigt es ihr. Führt die wahrhafte Emanzipation des Proletariats herbei, indem ihr die Kampfmittel der beherrschenden Klasse ablehnt, ihre Mentalität ablehnt, euch ihrer ganzen materiellen und ideellen Konstruktion, ihrer *Weltanschauung* entzieht, statt diese Gesellschaft mit ihren Mitteln zu bekämpfen, was euch korrumpiert, ohne daß ihr es auch nur merktet? Warum legt ihr es darauf an, die kapitalistische Gesellschaft, ihren Bestand im Zeitpunkt ihrer höchsten Entwicklung, also auch ihrer höchst realisierten Weltanschauung zu *beerben,* wobei, im Wesen, alles beim Alten bliebe? Statt eure Welt, die Welt der freien Gemeinschaft, der Welt der Ausbeutung und des Zwangs aktiv entgegenzustellen? Darum ist mein Vorschlag im Rat der Volksbeauftragenden, die Resolution, die ich zur Taktik des Klassenkampfes einbringe: Mag inzwischen der zeitgenössische Klassenkampf weitergehn. Ich beantrage, daß die Übernahme der höchstkonzentrierten Produktion im geschichtlichen Augenblick nicht durch die „Diktatur des Proletariats" vor sich gehe, nicht allein durch die zur unbestrittenen Mehrheit gewordene Fraktion der kapitalistischen Gesellschaft, nicht durch den Staatsstreich der Roten gegen die Weißen, die beide aus demselben Stoff sind, nicht im Winter- oder meinetwegen im Frühlingssturm, der die Bestie zu ihrem Mut hinreißt, sondern im reifen Sommer der Menschheit, wo die verfaulte Frucht einer tyrannischen Minderheit von selbst abfällt, durch eine Mehrheit von Kameraden, die gelernt haben, körperlich und geistig ohne die Ausübung von Zwang, ohne Anwendung von Gewalt zu leben.

Dafür laßt uns, die Geistigen, arbeiten, neben euch, zwischen euch, auf dem linken Flügel der Partei, ... der schon außerhalb jedes Parlaments steht. Organisiert oder nicht, als die Sozialisten, die wir sind, als Gesinnungsgenossen.

Der Krieg hat die Internationale durcheinander gebracht. Dieser Krieg ist zu Ende. Beginnt dort, von vorn, gruppiert euch, wo und wie ihr vor dem Krieg, dem riesenhaften Korner der Bourgeoisie, wart, gesammelt und unter euch unterschieden, und beginnt, die alten, in einem neuen Geist.

Es fällt mir schwer, Leitartikel zu schreiben. Also habe ich, was ich in der Zeit zwischen Nacht und Tag zu sagen hatte, in einem Brief an einen Freund ausgesprochen. Laßt den Brief als Leitartikel gelten. Ich habe zu Beginn von mir berichtet, was für den Freund das notwendige Vorwort zum Folgenden war. Eine Aktion, die eine sichere Unterlage und vertrauenswürdige Folgen haben soll, beginnt zwischen zwei Menschen, für die das Problem eine Lebensfrage ist. Um so besser, wenn die Partner Freunde und gar Jugendfreunde sind.

Das öffentliche Werk und die Verwirklichung einer Idee wachsen im selben Maße wie die Vertrautheit zwischen einer immer größeren Zahl Gleichgesinnter. Ohne die Vertrautheit gibt es keine Sicherheit. Es gibt keinen Bestand einer Gesellschaft ohne die Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder.

HERRSCHER BLEIBT

Herrscher bleibt das Tier über die Welt,
Bis nicht kampflos Mensch zu Mensch sich stellt.
Ewig teilt er mit dem Tier das Los,
Wird er nicht in sich die Tierheit los.

Ludwig Rubiner:

DER DICHTER VOLTAIRE

„Voltaire, du stießest einen Schreckensschrei aus, und dies wird dein ewiger Ruhm sein. Du begannst den fürchterlichen Prozeß mit der Vergangenheit, du plädiertest gegen Tyrannen und Unmenschen für die Sache des Menschentums und du gewannst sie. Großer Mann, sei auf ewig gesegnet!" Einige Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege wirft Victor Hugo diese Worte ins Beifallsgeschrei einer Massenversammlung; jeder versteht die symbolische Wendung gegen die Elendsspuren des Krieges, gegen die Besetzung seines Landes und gegen das Sedanslächeln der Eroberer. Die Rede war da von den Streitschriften Voltaires, vom düsteren Fall Calas — dem Dreyfusprozesse des achtzehnten Jahrhunderts — und von dem „Traité sur la tolérance", zu dem Voltaire selbst, siebzigjährig, sagt: Es sei während der drei Jahre des Kampfes für die Angehörigen des Jean Calas kein Lächeln auf seine Lippen gekommen, das er sich nicht wie ein Verbrechen zum Vorwurf gemacht habe! — Doch sogar die Anklage der Empörung gegen das Unrecht tritt bei den Pamphleten Voltaires allmählich aus der lebendigen Erregung ihrer Tage in die Chronik ein, und diese Traktate erweisen sich als so eng an ihre historisch-juristischen Ausgangsfälle gebunden, daß sie — die ihren Verfasser zum wirkendsten Tagesschriftsteller Europas gemacht haben — mehr Sache einer Geschichte der Humanitätsidee im achtzehnten Jahrhundert, mehr noch große Lebensakzente in der persönlichen Biographie eines mächtig mitfühlenden Menschenherzens sind, als bewegend für die Teilnahme der Nachwelt. Gerade weil im Rechtsbewußtsein und in der Ideengeschichte die meisten Forderungen der Streitschriften Voltaires wenigstens formal verwirklicht wurden, sind sie für unsere Vorstellungen fast allzu selbstverständlich geworden. — Voltaires wissenschaftlich-theoretische Tätigkeit, seine Philosophie, die ihn den Zeitgenossen zum richtunggebenden Denker machte, erscheint unseren Augen als ein großartiger Allerweltsfeuilletonismus. Seine Geschichtswerke sind romanhaft. Sein kirchenmachtfeindlicher, dogmenkritischer Enzyklopädismus, der einst die Gestalt des Enzyklopädisten in Schwefeldampf hüllte, ist längst, als Unabhängigkeitsdrang der Überzeugung, Anteil am volkstümlichen Bewußtseinsgut Europas geworden, und seine Grundlagen sind auch von der vorsichtigsten Seite der heutigen Glaubensforschung an Schärfe, Richtigkeit und Umfang weit übertroffen. —

Seine Dramen, mit denen er der Euripides des klassischen Theaters der Franzosen sein wollte, waren schon am Tage nach seinem Tode vergessen, und die Nachwelt ist gegen diese Thesenstücke gleichgültig geblieben, vielleicht, weil ihre Thesen so sehr ins allgemeine Bewußtsein übergegangen sind, daß sie schon wieder angezweifelt werden konnten. Sein komisches Heldengedicht der Jungfrau von Orléans, die „Pucelle", dem an kühn auflachender Skepsis kein Späterer gleichkommen konnte — weder Byron in seinem „Don Juan"-Epos, noch Shaw in seinen Cäsar- und Napoleon-Dramen — steht heute in den Bibliotheken, weil es seine Skepsis gegen eine Helden- und Heiligenverehrung wendet, die es selbst der folgenden Zeit zu vernichten half, und die auch von Strömungen des heutigen Weltkrieges nur auf geringe Frist Scheinleben erhielt. Vergessen ist der „Dictionnaire philosophique", vergessen sind seine metaphysischen Abhandlungen, ungelesen heute seine astromomischen Werke. Die unübersehbare Arbeitsleistung eines Menschen, der von seinem sechzehnten bis zu seinem vierundachtzigsten Lebensjahr mit jeder Schrift den Rhythmus des Tageskampfes beflügelter schwingen machen wollte. — Aber dies alles deutet auf eins: auf das ungeheure Opfer, das Voltaire sein Leben lang mit seinem geistigen Wesen gebracht hat. Der große Schriftsteller, der seine Fähigkeit hingibt, um den vergänglichen Moment zu retten und zu vermenschlichen; der Gelehrte, der sich dem Haß der Fachkreise aussetzt, um ihre Wissenschaft durch seine Kunst allen Menschen zugänglich zu machen; dieser Geistige, der unter „Geist" kein schützendes Reservat seiner Person versteht, sondern die Verpflichtung, seine Erkenntnis den Empfindungen und der Vernunft aller verständlich zu machen: Das ist die Gestalt der höchsten Güte!

Eine neue Heiligkeit, die erst unsere Epoche wird zu verehren verstehen, liegt darin, daß eine begnadete Seele beinahe siebenzig Jahre der unglaublichsten Schöpfertätigkeit eines Menschenlebens durch alle Gebiete der Sprache hindurchtreibt, um endlich als Denker und Politiker seinem Jahrhundert die Waffen der Polemik zur geistigen Befreiung hinwerfen zu können.

*

Aber da sind Voltaires Romane. Arbeiten, die zur eigenen Ergötzung oft, manchmal zum Geschenk für Freunde geschrieben sind. Nebenquellen, die aus dem Überfluß des großen Stromes in der Nähe entspringen. Und die haben die Zeit bis in unsere Tage lebendig überdauert. Nennt man nur: Candide; Zadig; Die Welt, wie sie ist; Micromegas; den Ingénu; Prinzessin von Babylon: die Romane sind vor unserem Auge geblieben. Man schlägt eine Romanseite auf, und was heute in den Dramen uns steif und absichtlich dünkt, in den Verserzählungen mit Pointen belastet, in den Abhandlungen mit dokumentarischem, oft zweifelhaftem Apparat beladen, das springt in jeder Romanzeile mit dem eilenden warmen Puls natürlicher Menschlichkeit.

Die Sprache dieser Romane, ihr Fluß, ihre Erzählungsluft sind von der größten Natürlichkeit — innerhalb der Konvention des achtzehnten Jahrhunderts. Ihr Inhalt ist: Aufbäumen gegen diese Konvention und von einer phantastisch unsinnigen Unnatürlichkeit. Der Bau der Romane hat die wunderbare, dichte Geschlossenheit der großen französischen Erzählungswerke des siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Dialog bewegt sich schon in der neuen realistischen Natürlichkeit jenes Niveaus, das die ungeheure Neuerung des englischen Romans im achtzehnten Jahrhundert war. Ihr Stil: die anspielungsreiche Sprache der Gesellschaft. Die Schilderung der Personen und der realen Ortsbedingung der Situation, der Landschaften, Städte, Gebäude bleibt in der uncharakteristischen und sogar kaum typisierenden Erzählerkonvention des Rokoko-Salonromans, der alle Einzelheiten an Menschen wie an Dingen in vager Allgemeinheit erledigt und mit Begriffen beschreibt, die er bereits selbst wieder aus vorangehender, schon zur Konvention erstarrter Literatur übernimmt. Aber die Situationen Voltaires sind im Verhältnis zur Romanliteratur seiner Zeit gerade so weit konventionell zu nennen, wie es die im „Don Quijote" des Cervantes zu den Ritterbüchern waren. Mit höchster Zusammendrängung, äußerster Übertreibung der Konvention machen sie, daß die Konvention endlich umschlägt und auf den tiefsten Punkt herabstürzt. Der Erzähler Voltaire arbeitet also ganz anders als ein Diderot, in dessen Stil eine Mischung von Bohêmehaftigkeit und knapper Strenge in fast demokratischer Bürgerlichkeit aufs kommende Jahrhundert leitet; ganz anders als ein Rousseau, dessen Empörersprache mit neuer Liebe zur persönlichen Schilderung eine neue Konvention schafft. Voltaire hätte den Platz als Schöpfer einer neuen Literatur, die ganz in die Zukunft weist, abgelehnt. Er bedarf der alten, verbrauchten, unwerten Produktion seiner Zeit, um sich in ihr einzugraben, tief über ihre Wurzeln hinauszukommen und überraschend zu Gründen des Menschentums vorzudringen. Voltaire bietet das hinreißende Schauspiel, wie ein politischer Polemiker znm Dichter wird.

Der Blick auf irgendeinen der begabteren Romanschriftsteller jener Epoche, die im Zeitstile schrieben, den Voltaire annahm, macht die ungeheure Höhe Voltaires deutlich. Der Roman des Zeitgenossen ist unterhaltend. Der Roman Voltaires — in derselben Sprache, im gleichen Rosalicht und in ähnlichen Situationen — ist aufwühlend. Dieser Unterschied liegt auf ethischem Gebiet.

Die Romane Voltaires hat ein Rebell geschrieben. Ein Rebell, kein Revolutionär. Einer, der nie eine Gemeinschaft sah, mit der er sich zum Sturze des Gehaßten und zu einem Neubau der Zukunft hätte verbinden können; der stets auf das Vertrauen zu sich allein gewiesen wurde. Ein Rebell, der nie das Ziel seiner Rebellion verwirklicht sah, der in aller Geselligkeit mit seinem Empörertum ganz einsam blieb — so einsam,

daß er von den Zeitgenossen als geistreichster, boshafter Unterhalter genommen wurde — während er das Bewußtsein der Zukunft vorbereitete: ein Auflockerer der Gesellschaft. Inmitten der Mißverständnisse um ihn (mit denen sich die Gesellschaft instinktiv gegen den Angreifer verteidigte, der sie am gefährlichsten von innen her bedrohte) war dieser Rebell Voltaire so einsam, daß er nicht einmal entmutigt werden konnte: Er hat sogar die Resignation zur Atmosphäre und zum innern Thema seiner Erzählungen gemacht, um schnell und strömend über sie hinwegzueilen, weil er nie sein Ziel vergaß. Und dies ist die größte Kunst Voltaires, nie das Ziel seines Erzählens und Erfindens, auch bei den kühnsten Phantasiebögen, den geschnörkeltesten Abschweifungen zu verlassen. Dieses Ziel ist stets ideenhaft: Aufruhr gegen die Dummheit der Gesellschaft, Empörung gegen die Ungerechtigkeit, Kampf gegen den Zwang, die Gewalt, die Sklaverei, die Bedrückung der Autorität. Zwei Willensströme fließen in seiner Person zusammen: unaufhörliches, unruhiges Drängen dieses kleinen, dürren, trockenknochigen Leibes nach aufrüttelnder Berührung mit Menschen, und die Begierde nach Durchsetzung seines geistigen Ziels unter den Menschen. Das gibt die Gestalt des Rebellen. — Und als Grundhebel zur Rebellion der Welt, als letzter Sprengstoff des Geistes, den ihm seine Zeit bietet, dient ihm eine Formel, die tatsächlich in jenen Generationen an der Zerstörung einer alten Gesellschaft und am Anwurzeln eines neuen Menschenstammes arbeitete, die Formel: Verstand. Der Verstand ist die Entdeckung jenes Jahrhunderts; Voltaire ist der Kopernikus dieses neuen Weltsystems vom Denken. Ein solcher Mann würde in einem andern Jahrhundert der Rebellionsheld einer anderen geistigen Zeitentdeckung geworden sein: Er hätte zur Zeit des Athens der Perserkriege sokratische Erkenntnis gelehrt; im Römertum eines Nero wäre er ein Sprecher der urchristlichen Idee gewesen, in unseren Tagen hätte er das einfache Leben und den staatlichen Antimilitarismus Tolstois verteidigt. Dabei stand er zwischen zwei Zeitaltern, und das spricht aus allen Zügen seines Lebens: Es war eine Rebellion in höchstem Luxus. Wenn er die Gesellschaft seiner Zeit auflockern will, braucht er sie. Wenn er die Autorität vernichten will, muß er von ihr anerkannt sein. Wenn er von Herrschern, die er bekämpft, und von der Gesellschaft, die er verachtet, als Gegner ihresgleichen behandelt sein will, wenn er frei sein will, muß er bewegungsfrei sein, reich sein. Wie ein Abenteurer nimmt er sein adeliges Pseudonym an; wie ein Wucherer treibt er Börsenspekulationen und scharrt ein Vermögen zusammen. Ein Mensch, der sein Leben ein Jahrzehnt vor dem großen gesellschaftlichen Umsturz seines Jahrhunderts beschloß, der die französische Revolution als Tatsache nicht mehr erlebte und mit einem ungeheuerlichen Glauben an seine Kraft alle Umwälzung menschlicher Verhältnisse auf seine eigene Wucht und auf seine eigene Person gestellt sehen mußte!

Diese Person des Rebellen Voltaire verfügt über ein unerschöpfliches, unvergängliches und zeitloses Rebellionsmittel: eine unermeßliche, ewig neue Unbefangenheit. Der Verstand ist die zeitliche Form, mit der Voltaire sein Sprengmittel in die Spalten der Gesellschaft legt. Die Verstandesphilosophie des achtzehnten Jahrhundert gab Voltaire ein ganzes Arsenal von Argumenten gegen seine Gesellschaft; Argumente, die gerade jener Gesellschaft neu und überzeugend waren, oft überzeugend durch ihre scheinbare Neuheit: Da ist die „Tugend" als Ideal, diese „vertu", die zwischen der „virtù", der universellen Persönlichkeitskraft der Renaissance, und der „respectability" des englischen Puritanismus die Mitte hält. Dann die neue Überzeugung von der nur relativen Wahrheit des menschlichen Glaubens und von der absoluten Wahrheit des Denkens. Ein neuer Horizont der Welt wird entdeckt mit der Einstellung zum Menschen als einem kleinen unwichtigen Wesen gegenüber den erhabenen und ewigen Vorgängen im Kosmos — dennoch wiederum groß und wichtig genug, als daß dieses geringe Wesen Mensch jene erhabenen Wege des Universums nicht durch die neuen Erkenntnisse seiner Astronomie berechnen könnte. Und zuletzt ist da der verheimlichte, halb resigniert verzweifelt zugestandene Gottesglauben des Dixhuitième-Rationalismus, der Deismus, der einen Gott-Schöpfer annimmt, weil er, halb gefühlsmäßig, halb mechanistisch das Universum als gewaltiges Uhrwerk ansieht, das eines ersten Anstoßes bedurfte; weil er nach einem „Zweck" des Geschehens fragt — und die Antwort dieser Frage weiß, oder die Verzweiflung antworten läßt; zuletzt wieder die große, kraftvolle Naivität: Wenn man mit dieser ungewissen Annahme Gottes die Menschen zur Freiheit bringen könne, dann sei sie richtig, wenn sie zur Unterdrückung diene, falsch! —

Auch dieses unablässige Hin und Her der Überzeugungen, die stete Skepsis, ist für Voltaire noch eine neue, gewaltige Hilfe zur Rebellion. Skepsis, verstärkt von seiner mächtigen persönlichen Vitalität, die ihn gelegentlich auch an der Realität von feierlichsten Begriffen der Verstandeslehre selbst zweifeln läßt. In Voltaire wird die Skepsis nicht zur Müdigkeit — in ihm setzt sie die Bewegung des Blutes neu um; selbst die Skepsis verwandelt sich in ihm zu neuer, rebellierender Unbefangenheit.

*

Voltaires Prosaerzählungen spielen sich in den Lieblingsformen seines Zeitgeschmackes ab: der orientalischen Erzählung, der Robinsonade und der phantastischen Abenteuergeschichte im Stile des Gulliver. Sein eigenes literarisches Bekenntnis über fremde Werke gibt zwar ein Bild vom Geschmacksniveau des Schriftstellers, aber nicht von der ethischen Hochglut, aus der sich die Idee über seine riesenhafte Produktivität stürzte, um sie vorwärts zu treiben. Er entdeckt Shakespeare für Frankreich, wirkt weit für seine Anerkennung, übersetzt ihn sogar und findet ihn barbarisch.

Er beschützt Rousseau und macht sich etwas bekümmert über dessen Apotheose von ungezügeltem Naturkindtum lustig. Einmal erklärt er: „Man muß einfach schreiben." Ein anderes Mal: „Es genügt nicht, ein paar Situationen herbeizuführen, wie man sie in allen Romanen findet, und den Zuschauer hinzureißen. Sondern es kommt darauf an, stets neu ohne Sonderlingstum, zuweilen erhaben und stets natürlich zu sein; das Menschenherz zu kennen und es sprechen zu lassen; selber ein großer Poet zu sein, ohne daß eine Person poetisch auftrete." Nichts davon spricht vom eigentlichen Sinn seines Schaffens, und dieser Sinn wurde auch von der Kritik seiner Zeit nicht berührt. Voltaire, der sein Werk so selbstverständlich als Arbeit leistete, daß er sich selber niemals dieses Sinnes ganz bewußt wurde, empfand darum immer, daß die Kritik einen wichtigen Zug seines Lebens, der in ihm als etwas Elementares waltete, nicht zu beachten verstand (und dieser beizendste Kritiker Europas schlug sich bis an sein Lebensende mit seinen Kritikern herum; einigen von ihnen, beispielsweise Fréron, — die man ohne Voltaire längst vergessen hätte, räumte er sogar widerholt einen Racheplatz in seinen Romanen ein). Denn eine Idee wirkt in seinen Werken, deretwillen er Hunderte von Szenerien, Begebnissen, merkwürdigen Verknotungen und sonderbaren Schicksalen erfunden hat. Jene Idee, deren unvergessener und gewaltiger Vorkämpfer Voltaire heißt: die Idee der Toleranz. Die „Toleranz" ist für das achtzehnte Jahrhundert eine geradezu neue Weltkugel des Gefühls, eine Welt, die Verständnis des Fremden, Mitgefühl mit dem Unterdrückten, und weit mehr als nur Duldsamkeit einschloß; wir müßten, um in unserer Sprache von ihr zu reden, sie einen menschengütigen Internationalismus nennen. — Der Kampf gegen die Intoleranz macht jede Zeile Voltaires muskulös. Das Ziel der Toleranzidee beherrscht die Führung jedes seiner Werke. Zum Ruhme der Toleranz ist er bereit, in dem einen Roman nachzuweisen, daß die Welt ein elendes, wirres Chaos sei, aus dem man sich nur in vergessenbringende Arbeit retten könne; in einem andern Roman zu zeigen, daß die Welt, wie sie ist, ganz erträglich sei, wenn man nur jeden auf seinem Platz lasse. Und dieser seltsame Standpunkt eines Kämpfers auf beiden Seiten ist nicht, wie er unter Gebrauch der wörtlich selben Begriffe es heute wäre, die Äußerung einer platten Vorteilssucht, sondern Zeichen leidenschaftlicher Güte. Weit von aller günstigen Bequemheit spürt Voltaires Leidenschaft noch in seinen Widersprüchen seine umwühlende Idee auf. Er ist unermüdlich im Erfinden ungeheuerlicher Situationen, die zeigen, mit welcher Grausamkeit Menschen einander vernichten, nur um verschiedener theoretischer Meinungen willen. Im achtzehnten Jahrhundert ist er der europäische Ankläger und Kämpfer gegen alle Ideologien des Staates, der Kirche, der Schulen, der Parteien, welche die Kriegsstacheln der Menschheit bilden. Er ist der erste herzensgroße Gegner des Krieges, den die neue Zeit hervorstieß; unendlich mutig: der redet nicht im augenzwinkernd

unverbindlichen Rotwelsch des Gelehrtenfachs oder der Schreibtischaristokratie, sondern er springt auf eine Welttribüne, die er selbst sich bauen mußte, und schreit zu allen Ohren, allen Köpfen, allen Seelen. Er sieht jede Brutalität, jede Grausamkeit, jede Ausbeutung, die die Gesellschaft gegen die Wehrlosen organisiert. Er deckt sie auf mit dem Gelächter seiner fürchterlichen, verwunderten Unbefangenheit, die niemals begreifen wird, daß Glaubenskriege, Meinungskriege, Wirtschaftskriege und ihre Folge, die Sklaverei, überhaupt möglich sind; mit einem Gelächter des Unverständnisses über Ideale, denen die Gesellschaft scheinbar folgt, um unter ihren Fahnen um so ungestörter sich zerfleischen zu können, Kirchenlehre, Vornehmheit, Besitz, Familienehre — und die er alle als schnell preisgegebene Fiktionen erweist für den Fall, daß das wirkliche Gut des Menschen bedroht ist, das Leben. Voltaires umfassendste, unmittelbarste und am persönlichsten durchlebte Idee, die Toleranz, wird zuletzt selbst auch nur ein Mittel zu seinem größten, nicht mehr in Begriffsworten ausgesprochenen, aber überall gestaltet durchgeführten Ziel: der Verteidigung des Lebens, der Rettung des Lebens, dem Preis des Lebens. Und das Leben, das einfache, wirkliche, kleine, doch so wundersame Weiterleben auf dieser Erde erscheint schließlich als der eigentliche Sinn seiner Werke, ihm selbst unermeßlich viel wertvoller als sogar sein eigenes Recht- oder Unrechtbehalten; es ist das Gut, zu dessen kämpferisch mildem Verteidiger ihn das Schicksal hinanwachsen ließ.

Da ist die Tendenz Voltaires. Seine Werke sind Tendenzwerke. Er ist der erste und gütigste Tendenzdichter der neuen Zeit. Seine Tendenz, das Leben, drückt er in einer Mannigfaltigkeit aus, in einer Erfindungsfülle, in einer rapid eilenden Dichtigkeit der Spannung, wie jemand, der die Aufgabe vor sich sieht, in den Jahren eines einzigen Menschenlebens das ungeheure und phantastische Bild des Schöpfers dieses Lebens (an den er glaubt!) noch einmal im kleinen den Menschen, ihnen verständlich und ganz aus der Nähe zu zeigen. Er hat, der große Tendenzdichter, gar keine Zeit, seine Figuren und deren Leben zu individualisieren. Glück, Liebe, Unglück, Rettung — alles spielt sich in den an sich irgendwie gleichgültigen Formen des Lebens ab, in ewiger Wiederholung der Grundzüge und neu nur durch den Wechsel von Sitte und Kleidung. Alle Frauen sehen sich gleich, alle Männer sehen sich gleich, und ihre Antriebe sind sich gleich. Überflüssig wäre es, aufhaltend im Strome der Ereignisse, bei dem einen Begebnis intensiver zu verweilen als auf einem andern. Szenen, die durch elementare Ausbrüche etwa die besondere Bedeutung, die Merkwürdigkeit, die Stärke einer Beziehung darstellen könnten, fehlen in diesen großen Tendenzwerken vollständig. Die Musik fehlt. Aber eine höhere Fügung universeller Harmonien umschwebt dieses Werk: die neue Erdballpolitik der Menschlichkeit.

Das ganze Leben der Erdkugel wird von Voltaire stets als gemeinsam

empfunden, immer zusammen gesehen. Nichts läge ihm ferner, als die große Gemeinsamkeit, die die Lebensformen aller auf der Erde ausmacht, zu stören, sie durch Verweilen bei Individuen zu durchstoßen. Nichts läge seinem großen Ziele ferner, als, in Durchstoßung der mächtigen, ihm stets gegenwärtigen Lebensform, Wirkungen zu erreichen, die wir, mit neuzeitiger Literatursprache, „tief" nennen würden. Er hat keine Tiefe. Er braucht keine Tiefe. Seine Werke sind Oberfläche. Oberfläche, gebildet von den unzähligen Spitzen einzelner Leben, die er aus der gewaltigen Lebensflut, die die Erde umströmt, uns erblicken läßt. Diese letzte Rettung des Lebens, diese äußerste Oberfläche, ist die Größe und die Heiligkeit Voltaires. Nur eins reißt ihn immer wieder zum Einhalten hin, zum unmittelbaren Ausdruck seelischer Vorgänge und zum dichterisch-persönlichen Lyrismus: das Geistigste alles uns wahrnehmbaren Weltgeschehens, das Kosmische. Voltaires unmittelbares Aussprechen des Gefühls beginnt bei der Astronomie. In diesem Reich der Abstraktion und der Ewigkeit umschlingen sich die Wurzeln seiner erdverbundenen und seiner himmlischen Seele, und aus ihrer beiden Umschlingung kommt der neue, der ethische Mensch. Voltaire wird zur Gestalt des großen Menschenänderers, des universellen Politikers im hohen Menschensinne Platos. Der kosmisch fühlende Mensch ist an die ganze Welt gebunden, Mensch, der sich dieser Welt verantwortlich fühlt, der ethische Mensch. Dieser kosmisch-politische Mensch, der das innere Bild der Person Voltaires ist, wurde in der geistigen Tat seiner Arbeit, in dem schöpferischen Wirken seines öffentlichen Lebens zum Repräsentanten des stärksten Lebensgefühls seines Jahrhunderts: zum Kosmopoliten. Und hier wird der Schriftsteller weiter und größer als es sein Individuum und seine Person ist. Der Kosmopolit ging zur ganzen Menschheit. Es gab für ihn keine Sprachgrenzen mehr, keine Ideenschranken, keine Völkerbarrieren, keine Rassenscheidungen — nur noch den Menschen. In dieser neuen und so leidenschaftlich erfühlten Erkenntnis lag seine neue Unbefangenheit. Nur einen Blick brauchte sie auf den alten Ablauf der wimmelnden Untertanen- und Sklavenwelt zu tun, um ein Erzittern hervorzurufen, den unbefangenen Blick des Rebellen. In diesem neuen Blick auf die Menschheit schimmert schon ein Horizont, der in seinem Ausschwingen mit an der Gestalt der folgenden Zeit zeichnete, und dessen weitschweifender Bogen auch unsere Tage noch berührt. Voltaire, der Einsame, der Rebell, brachte der Menschheit als Tat seine Idee: Damit sie wieder Tat werde, Erhebung zu neuem Erddasein, Gemeinschaft.

Bernard Shaw:

EINIGE ÄLTERE BEMERKUNGEN

Aus dem Novemberheft 1914 des „New Statesman".

Sechs von den solchen, ein Halbdutzend von den andern. — Ich bin selbst dauernd für eine gewaltige Rüstung eingetreten und machte mich lustig über die Idee, daß wir, die jährlich Hunderte von Millionen an Müssiggänger und Verschwender vertun, es uns nicht leichthin leisten könnten, unsere Ausgaben für Landheer und Marine zu verdoppeln, zu verdreifachen, zu vervierfachen. Ich setzte mich dafür ein, daß jedermann verpflichtet sein solle, seinem Lande sowohl im Krieg, als auch im Frieden zu dienen. Die Müssiggänger und Verschwender merkten, daß die Kosten aus ihrer Tasche kommen sollten, und daß ich das Zugeständnis, Reichtum solle einen Mann nicht vom Militärdienst befreien, als Illustrierung dafür nutzen wollte, wie lächerlich es war, ihn von bürgerlichen Leistungen zu befreien. So bereiteten sie meiner Fürsprache einen wenig begeisterten Empfang. Ich muß das hier besonders betonen, sonst würde angenommen, daß ich die verurteile, deren Vorgehen ich schildere. Wenngleich im Prinzip oft schrecklich im Unrecht, waren sie ganz im Recht in der Anwendung, soweit sie darin gingen. Aber sie müssen zu ihren Flinten stehen, nun da die Flinten losgegangen sind. Sie müssen nicht vorgeben, daß sie harmlose radikale Friedensfreunde waren, und daß die Propaganda vom Militarismus und vom unvermeidlichen Krieg zwischen England und Deutschland eine preußische Niederträchtigkeit sei, für die der Kaiser strenge Bestrafung verdiene. Das ist nicht

gerecht, nicht wahrhaft, nicht vornehm. Wir sind es, die angefangen haben. Und wenn sie uns halbwegs entgegenkamen, was sie gewiß taten, ist es nicht an uns, ihnen Vorwürfe zu machen. Wenn die deutschen Eisenfresser auf den Tag (von Armageddon) tranken, tranken sie auf Den Tag, von dem die Eisenfresser unserer Marine-Liga zuerst gesagt hatten: „Einmal muß er kommen". Darum kein Unsinn mehr über den preußischen Wolf und das britische Lamm, den preußischen Macchiavelli und den englischen Evangelisten. Wir können nicht jahrelang schreien, wir seien Jungen von der Bulldoggrasse und dann plötzlich wie Gazellen tun. Nein. Wenn Europa und Amerika den Vertrag festlegen werden, der diese Angelegenheit beendigt (denn Amerika ist ebensosehr daran beteiligt wie wir), wird man uns nicht als die liebenswerten unschuldigen Opfer eines verräterischen Tyrannen und einer wilden Soldateska behandeln. Man wird überlegen müssen, wie diese zwei unverbesserlich streitsüchtigen und eigensinnig hochmütigen Völker, die vierzig Jahre lang mit gesträubtem Haar und drohenden Fängen einander angeknurrt haben und nun, die Zähne in die Gurgel geschlagen, sich am Boden wälzen, zu zuverlässigen Wachthunden des Weltfriedens gezähmt werden können. Es tut mir leid, das Bild mit dem Heiligenschein zu zerstören, das der englische Jingojournalist zurzeit zu sehen meint, wenn er in seinen Spiegel guckt. Aber es muß geschehen, wenn wir uns am kommenden Tag der Abrechnung vernünftig gebärden sollen.

*

Militärische Kurzsichtigkeit. — Demokratie, sogar Sozialdemokratie, wennschon gleich feindlich gegen englische wie gegen deutsche Junker und ohne Selbsttäuschung über die Überlebtheit und ungeheure Sinnlosigkeit eines heutigen Krieges, braucht es an Begeisterung für den Kampf nicht fehlen zu lassen, der ihren eigenen Zwecken besser dienen mag, als denen ihrer politischen Widersacher. Denn der glänzende Bernhardi und unsere eigenen stumpfen Militaristen sind gleich

wahnwitzig; der Krieg wird nichts von all den Dingen verwirklichen, um deretwillen sie sich hineingestürzt haben. Er wird vielmehr das bringen, was sie am meisten fürchten und mißbilligen. Tatsächlich hat er sie schon jetzt in eine Art von Organisation getrieben, zu deren Unterdrückung sie die antisoziale Liga begründet haben. Um zu zeigen, wie verrannt sie sind, wollen wir annehmen, der Krieg würde ihre Aspirationen im Westen restlos erfüllen. Nehmen wir also an, Frankreich geht aus dem Krieg siegreich, glücklich und ruhmvoll hervor, Elsaß und Lothringen sind zurückgewonnen, die Reims-Kathedrale im besten modernsten Handelsstil restauriert und es hat eine ungeheure Entschädigung in der Tasche! Nehmen wir an, wir bugsieren die deutsche Flotte nach Portsmouth und lassen den Hohenzoller bildlich unter dem Absatz der Romanoffs und tatsächlich in einer behaglichen Villa in Chislehurst, Held jeder Teegesellschaft und der Richter aller Gymkhanas! Ich höre die Militaristen ausrufen: Wohlan, gewiß sollt ihr das voraussetzen, könnten wir Besseres wünschen? Nun habe ich zufällig eine ziemlich rege Vorstellungskraft, die sich weigert, an diesem bekömmlichen Punkt haltzumachen. Ich muß fortfahren „anzunehmen". Nehmen wir also an, Frankreich, neuerdings mit seinem militärischen Prestige auf Napoleonischer Höhe, verwendet seine Entschädigung zum Bau einer unbesiegbaren Flotte, stärker und uns näher, als die deutsche, die wir jetzt vernichten wollen! Nehmen wir an, Sir Edward Grey erhebt Einwendungen, und Monsieur Delcassé antwortet: „Rußland und Frankreich haben einen kaiserlichen Bramarbas gedemütigt und sind bereit, es mit einem zweiten aufzunehmen. Wir haben Faschoda nicht vergessen. Hindert uns, wenn ihr könnt, oder wendet euch um Hilfe an Deutschland, das wir bezwungen und entwaffnet haben!" Von welchem Vorteil wird dann all dieses Blutvergießen sein, mit der früheren Lage in schlimmerer Gestalt erneut, der Feind näher unseren Küsten, ein Einfall viel leichter durchführbar, die überlieferte „natürliche Feindschaft", um den Gegner zu stählen und Waterloo wettzumachen gleich Sedan. Ein

Wickelkind sollte fähig sein zu sehen, daß diese irrsinnige Absicht, den militärischen Druck für uns zu erleichtern, indem wir diese oder jene besondere Macht schlagen, dasselbe ist, als wollten wir den Druck des Ozeans ändern, indem wir der Nordsee einen Eimer Wasser entnehmen und ihn in den Hafen von Biscaya leeren.

Ich übergehe absichtlich mehr östlich liegende Vermutungen, was ein siegreiches Rußland tun würde. Doch eine edle Befreiung von Polen und Finnland auf Rußlands Kosten und von Bosnien und Herzegowina auf Kosten Österreichs könnte unseren nervösen Militaristen die Befürchtung nahelegen, eine Leidenschaft für die Freiheit könnte in Ägypten und Indien platzgreifen und Rußland sich darauf besinnen, daß wir zur Zeit von Rußlands Demütigung in der Mandschurei Japans Verbündete waren. So ist hier wiederum das Problem des Kräfteausgleichs in Asien sehr erschwert, wenn Deutschland aus der antirussischen Schale geworfen und zu Staub gerieben wird. Selbst in Nordafrika — doch genug ist genug. Wenn man in der Bratpfanne sitzt, kann man seinen Weg durchhauen, wie man will, man kommt immer nur ins Feuer. Besser Nietzsches tapferen Rat annehmen und es zu seinem Ehrenpunkt machen, „in Gefahr zu leben". Die Geschichte lehrt, daß es oft die Art ist, lange zu leben.

*

N i c h t s g e l e r n t , a l l e s v e r g e s s e n. — Doch ich will die militaristische Theorie nicht an einer hypothetischen Zukunft prüfen, sondern an der erfüllten und unwiderruflichen Vergangenheit. Ist es wahr, daß Völker erobern müssen oder untergehen, und daß militärische Eroberung gedeihen und Macht für den Sieger, für den Besiegten dagegen Vernichtung bedeutet? Ich habe bereits vorübergehend auf die Tatsache hingewiesen, daß Österreich wiederholt besiegt worden ist: von Frankreich, von Italien, von Deutschland, fast von jedem, dem es der Mühe wert schien, Händel mit ihm zu suchen, und doch ist es eine der Großmächte und wurde vom unbesieg-

baren Deutschland als Bundesgenosse begehrt. Frankreich wurde 1870 von Deutschland in einer Weise niedergeworfen, die unglaublich schien, dennoch hat Frankreich sein Territorium seither erweitert, während Deutschland immer noch vergeblich einen Platz an der Sonne anstrebt. Rußland wurde von Japan in der Mandschurei derart geschlagen, daß der alte Begriff, der Westen sei dem Osten von Natur aus militärisch überlegen, für immer seine Geltung verlor. Dennoch ist es die Furcht vor Rußland, die Deutschland in seinen jetzigen verzweifelten Angriff gegen Frankreich trieb. Und es ist das Bündnis mit Rußland, von dem Frankreichs und Englands Sicherheit für einen endgültigen Erfolg abhängen. Wir selbst gestehen ein, daß die militärische Tüchtigkeit, mit der wir die Deutschen so sehr überrascht haben, nicht die Wirkung von Waterloo und Inkerman ist, sondern die der Schläge, die wir von den Buren bekamen, die uns wahrscheinlich besiegt hätten, wären wir ihnen an Zahl nicht überlegen gewesen. Griechenland hat sich wenige Jahre nach einer schmählichen Niederlage durch die Türken letzthin kriegerisch ausgezeichnet. Es wäre leicht, die Einzelheiten um solche aus der älteren Geschichte zu vermehren. Zum Beispiel die Rückwirkung auf Englands Stellung nach den wiederholten Niederlagen unserer Truppen durch die Franzosen unter Luxembourg im Krieg um den Kräfteausgleich Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Sie unterscheidet sich überraschend wenig, wenn überhaupt, von der Nachwirkung unserer späteren Siege unter Marlborough.

*

Die Achillesferse des Militarismus. — Warum hat es diese Dummheit begangen (in Belgien einzufallen)? Nicht wegen der Ratschläge des Generals von Bernhardi. Im Gegenteil. Bernhardi hatte Deutschland ausdrücklich davor gewarnt, sich zwischen Rußland und einer franko-englischen Koalition fangen zu lassen, bevor es als Gegengewicht mit Amerika, Italien und der Türkei eine Allianz

geschlossen hätte. Und ganz gewiß hätte er niemals dazu geraten, sich darauf zu verlassen, daß England Deutschland schonen würde. Er konnte vielmehr die listige Grausamkeit nicht genug bewundern, mit der England seine Gelegenheit abwartet und sich auf seinen Feind stürzt, wenn er zu Boden liegt. (Er wußte wenig, der gute Mann, wie sehr er unserer Fähigkeit für Realpolitik schmeichelte!) Doch er rechnete ohne die verhängnisvolle und grundsätzliche Schwäche seines Glaubens, die darin besteht, daß junkerlicher Militarismus nur Dummköpfe und Protzen aufkommen läßt und wirkliche Realisten unterdrückt wie Schlangengezücht, wobei, wenn eine Krisis kommt, immer wieder das Wort gilt, „daß dumme Leute ihr eigenes dummes Geschäft nicht verstehen". Der Kaiser und seine Minister machten aus ihrer Aufgabe ein schreckliches Durcheinander. Sie waren von Bernhardi begeistert, aber sie verstanden ihn nicht. Sie hatten sich seine Schmeichelei munden lassen, aber sie beachteten weder seine Strategie, noch seine Warnungen. Sie wußten, daß, wenn der Augenblick kam, der französisch-russischen Allianz gegenüberzutreten, sie einen großartigen Schlag gegen Frankreich führen würden, um dessen Figuren vom großen Schachbrett zu fegen, bevor die Russen Zeit gefunden hätten, mobil zu machen — dann würden sie zurückkehren und Rußland zerschmettern und sich die Eroberung Englands für ein andermal aufsparen. Soviel konnten sie auf einmal im Kopf behalten, und sie waren hilflos unfähig zu überlegen, ob die übrigen Voraussetzungen Bernhardis zutrafen, oder in der Erregung ihrer schülerhaften Phantasie sich zu besinnen, ob er überhaupt solche Voraussetzungen gemacht hatte. So wagten sie ihren Angriff und setzten sich in jeder Beziehung moralisch ins Unrecht, indem sie gleichzeitig den Sieg für sich selbst menschenunmöglich machten. Das ist die Nemesis des Militarismus. Der Militarist wird in einen großen Kampf geworfen, den mit Fähigkeit durchzuführen er zu plump ist. Philipp von Spanien versuchte es vor dreihundert Jahren, und der Ruin, den er über sein Reich brachte, währt bis zum heutigen Tag. Er war so

töricht, obwohl er sich für das auserwählte Werkzeug Gottes hielt (ein ebenso sicheres Zeichen eines hilflosen Narren in einem Menschen, der nicht zu sehen vermag, daß jeder andere Mensch ebenso ein Werkzeug jener Macht ist, als es ein Beweis für Weisheit und guten Willen eines Mannes ist, wenn er den Nachbar ehrt wie sich selbst), und unternahm es, gegen Drake zu kämpfen, unter der Voraussetzung, eine Kanone sei eine Waffe, die kein wirklicher Edelmann und guter Katholik zu handhaben sich herablassen werde. Ludwig XIV. versuchte es neuerdings vor zweihundert Jahren, und da er ein läppischerer Narr war als jener, wurde er von Marlborough geschlagen und brachte seinen Urenkel vom Thron auf die Guillotine. Napoleon versuchte es vor hundert Jahren. Er war gefährlicher, denn er besaß eine ungeheure persönliche Fähigkeit und technisch militärische Erfahrung, und er zog aus mit dem großartigen Zeugnis der französischen Revolution. All das brachte ihn weiter, als den bigotten Spanier oder den französischen Gecken. Aber auch er setzte Narren an und Buben und endete geschlagen in St. Helena, nachdem er für zwanzig Jahre dem Hunger von Idioten nach Ruhm und Blutvergießen Vorschub geleistet hatte. Indem er Krieg wagte als „ein großes Spiel" und in einem leichenübersäten Feld „un beau spectacle" sah. Kurz, ein ebenso starker Magnet für Narren wie die andern, aber weitaus fähiger.

*

Unsere eigene wirkliche Stellung. — Nun kommt die Frage, in welche Stellung diese Folge einer Wahntheorie und einer hoffnungslos unfähigen Anwendung derselben seitens Potsdams unsere eigene Regierung brachte. Sie ließ uns ganz deutlich in der Stellung des verantwortlichen Schutzmanns des Westens. Niemand sonst in Europa war stark genug, um den wütenden Hund an die Kette zu legen. Von Belgien und Holland, Norwegen und Schweden, Dänemark und der Schweiz konnte man kaum erwarten, daß sie diese Pflicht auf sich nehmen würden, selbst wenn Norwegen

und Schweden nicht gute Gründe hätten, antirussisch zu fühlen, und wenn die holländischen Kapitalisten nicht halbwegs überzeugt wären, daß ihr kommerzielles Gedeihen unter Deutschland größer wäre, als unter der eigenen Regierung. Es wird nicht in Frage kommen, daß Spanien etwas getan haben könnte; was Italien anlangt, war es fraglich, ob es sich nicht noch als Mitglied des Dreibunds fühlte. Nein, es gab nur England. Es war für England von jedem Gesichtspunkt aus unmöglich, sich nicht mit Kavallerie, Fußtruppen und Artillerie ins Gefecht zu stürzen. Vom demokratischen Standpunkt wäre Englands Zurückhaltung eine Anerkennung des Anspruchs gewesen, zu dessen Kämpen Potsdam sich machte, indem es die französische Republik angriff: der Anspruch der Junkerklasse, nach militaristischen Anschauungen über die Welt zu verfügen auf Kosten des Lebens und der Glieder der Masse. Vom international-sozialistischen Standpunkt wäre es die Annahme der extrem nationalistischen Anschauung gewesen, daß die Völker anderer Länder Ausländer seien, und daß es uns nichts angehe, wenn es ihnen beliebe, einander die Hälse abzuschneiden. Unsere militaristischen Junker riefen: „Wenn wir Deutschland Frankreich erobern lassen, werden nachher wir an die Reihe kommen." Unsere romantischen Junker fügten hinzu: „Und es würde uns recht geschehen, wer wird Mitleid mit uns haben, wenn wir uns diesmal drücken?" Selbst die Weisen, die den Krieg hassen und ihn als solche Entehrung und ein Unglück an sich betrachten, daß all seine Lorbeeren sein Kainszeichen nicht zudecken können, mußten zugeben, daß eine Schutzpflicht notwendig bestand, und daß man Krieg führen müsse gegen einen solchen Krieg, wie die Deutschen ihn durch ihren Angriff auf Frankreich unternahmen mit dem eingestandenen Versuch, die Herrschaft der Kanone an Stelle des Völkerrechts zu setzen. Da war kein anderer Ausweg. Wäre das Auswärtige Amt das Sozialistenbureau der Internationale gewesen, wäre Sir Edward Grey Jaurès gewesen, wäre Mr. Ramsay Mac Donald Premierminister gewesen, wäre Rußland Deutschlands Verbündeter gewesen statt unserer, das Resultat

wäre doch das gleiche geblieben: Wir mußten das Schwert ziehen, um Frankreich zu retten und Potsdam zu schlagen, wie wir schlugen und immer schlagen müssen: Philipp, Louis, Napoleon et hoc genus omne.

Der Grund für unsere Handlungsweise ist somit wie irgendein casus belli vermutlich jemals sein wird. Tatsächlich wird er durch seinen doppelten Charakter als demokratischer und militärischer (wenn nicht militaristischer) Kriegsgrund allzu vollständig. Denn er gibt unseren Junkern die Möglichkeit, ihn gänzlich für sich in Anspruch zu nehmen und mit scheingesetzlichen Berechtigungen zu vermengen, die Neunzehntel unseres Anspruchs zerstören, indem die militärischen und gesetzlichen Gründe kaum ein Zehntel des Ganzen ausmachen. Diese Gründe würden an sich noch nicht das Niederschlagen eines einzigen pommerischen Grenadiers rechtfertigen. Als die besonderen Wachtmeister europäischen Lebens sind wir von Wichtigkeit, und in diesem Sinne können wir unsere Männer nach den Schützengräben senden mit der Versicherung, daß sie für eine würdige Sache kämpfen. Kurz gesagt, der Grund der Junker ist nicht two pence wert, der demokratische Grund, der sozialistische Grund, der internationale Grund ist all das wert, was er zu kosten droht.

*

Die deutsche Verteidigung gegen unsere Anklage. — Was ist die deutsche Antwort hierauf? Oder besser gesagt, wie würden die Deutschen antworten, wenn ihre offiziellen Militaristen und Kaiseristen den Witz hätten, die wirksame Antwort zu finden? Zweifellos würden sie sagen, daß unsere sozialdemokratischen Bekenntnisse ganz schön seien, daß aber unsere plötzliche und ganz neue Bekehrung verdächtig erscheine. Sie würden bemerken, daß es ein wenig schwierig sei für ein Volk in Todesgefahr, sein Dasein einer ausländischen öffentlichen Meinung anzuvertrauen, die nicht nur von den Leuten, die tatsächlich Englands auswärtige

Politik leiten, niemals gedruckt worden sei, sondern die zu den bekannten Ansichten und Vorurteilen jener Leute in schroffem Gegensatz stehe. Sie würden fragen, warum wir, statt uns mit Frankreich und Rußland zu verbünden und Deutschland jede Zusicherung zu verweigern, ausgenommen die, daß wir uns nicht zur Neutralität verpflichteten, wenn die franko-russische Entente Deutschland angreife, warum wir 1912 (als sie uns geradeheraus fragten) und wieder letzten Juli, als Sazonoff uns so dringend bat, unsere Karten aufzudecken, warum wir nicht geradeheraus gesagt hätten, daß, wenn Deutschland Frankreich angreife, wir gegen Deutschland kämpfen würden, unbekümmert um Rußland (eine viel weniger aufreizende und herausfordernde Stellungnahme), obwohl wir doch ganz genau gewußt hätten, daß, sobald die russische Gefahr brennend würde, ein Angriff auf Frankreich durch Belgien zum deutschen Programm gehörte. Sie würden darauf hinweisen, daß, wenn unser eigener Minister des Äußern offen jede Kenntnis von den Bedingungen des franko-russischen Bündnisses ablehnte, Deutschland schwerlich glauben konnte, diese Bedingungen seien zur Veröffentlichung geeignet. Kurz sie würden sagen: „Wenn ihr vorher so klug und wohlmeinend wart, warum haben uns nicht euer Minister des Äußern und eure Gesandten in Berlin und Wien und Petersburg — Pardon! Petrograd — aufgefordert, Frieden zu halten und uns auf die öffentliche Meinung des Westens zu verlassen, statt uns jede Zusicherung zu verweigern, ausgenommen die feindselige, daß ihr mit Frankreich gegen uns in der Nordsee vorgehen wolltet, wobei ihr uns nur allzu klar gemacht habt, daß euere Politik ebensosehr wie die unsere eine Junkerpolitik war, und daß wir von eurem Wohlwollen nichts zu hoffen hatten? Welchen Beweis hatten wir dafür, daß ihr ein anderes Spiel spieltet, als dies unser militaristisches Schach, das ihr nun so fromm verleugnet, gegen das aber in den letzten Jahren niemand bei euch aufgetreten ist, außer einer Hand voll Sozialisten, die ihr verachtet, und Syndikalisten, die ihr unter militaristischem Vorwand einsperrt. Überall war es zu finden, auf euren militaristi-

schen, anti-deutschen Rednerbühnen, in euren Tagesblättern und in euren Zeitschriften. Sind euere sozialdemokratischen Grundsätze ehrlich, oder ist es nur ein Dolch, den ihr im Ärmel haltet, um ihn uns dann in den Rücken zu stoßen, wenn unsere beiden furchtbarsten Gegner versuchen, uns die Kehle zuzuschnüren? Wo bleibt da euere moralische Überlegenheit, wenn dem so ist, Heuchler, die ihr seid? Wenn dem aber nicht so ist, warum, so fragen wir, machtet ihr diese Grundsätze nicht aller Welt bekannt, statt durch euer sinnloses Schweigen uns einen Hinterhalt zu stellen?"

Ich wüßte keine Antwort auf all das, es wäre denn das offene Zugeständnis, daß wir unsere eigenen Ansichten nicht kannten — daß wir erst zu ihrer Kenntnis gelangten, als der deutsche Angriff auf Frankreich uns dazu zwang, unsere Meinung zu bilden. Daß zweifellos ein dauernder Zustand vollkommener Erleuchtung und langer Voraussicht unsererseits überaus wünschenswert gewesen wäre, daß man aber auch die Politik billigen kann, die meint, man brauche nicht eher durch den Fluß zu waten, als bis man vor ihm stehe. Und daß wir auf alle Fälle unbedingt das Zugeständnis ablehnen müssen, wir täten eher als andere Leute das Unrichtige, wenn die Umstände uns schließlich dazu zwingen, zu denken und zu handeln. Ebenso, daß die Diskussion müßig sei, soweit sie den deutschen Beweggrund betreffe. Denn ob uns nun die Deutschen für skrupellose Militaristen oder für gewissenhafte Demokraten hielten, sie mußten zur gleichen Schlußfolgerung gelangen: nämlich, daß wir sie angreifen würden, wenn sie Frankreich angriffen. Darum mußte ihre Voraussetzung, wir würden nicht eingreifen, sich auf die Annahme stützen, daß wir einfach verächtlich seien. Für diese Art von Irrtum büßt man in dieser bösen Welt.

Im ganzen können wir unsern Weg durch diese Diskussion auf preußische Art gut genug ertrotzen, solange wir im Feld standhalten. Doch die preußische Art befriedigt kaum das Gewissen. Die Tatsache, daß unsere Diplomaten unfähig waren, den richtigen Weg für Deutschland zu sehen, entschuldigt wirklich Deutschland nicht für seine Unfähigkeit,

ihn selbst zu finden. Nicht etwa, daß dies Deutschland mehr angegangen hätte, als uns. Es war eine europäische Frage und hätte von allen Gesandten und auswärtigen Ämtern und Kanzleien gemeinsam gelöst werden müssen. Sie hätte nicht dauernd beigelegt werden können, ohne bestimmte Zusicherungen. Aber es war zu mindest ebensosehr Deutschlands Angelegenheit und für Deutschland überaus dringend, „eine Angelegenheit von Leben und Tod", meinte der kaiserliche Kanzler. Doch es ist nicht an uns, die moralische Überlegenheit über Deutschland zu beanspruchen. Es war für uns eine „Angelegenheit von Leben und Tod" vieler Engländer, und diese Engländer sind tot, weil unsere Diplomaten ebenso blind waren wie die Preußen. Der Krieg ist der Bankerott für geheime Junkerdiplomatie, für die unsere nicht weniger als für die des Gegners. Die von uns, die noch werden sterben müssen, müssen erfüllt sein, nicht von Ergebenheit gegen die Diplomaten, sondern, wie der alte sozialistische Held der Barrikade, von der Vision menschlicher Solidarität. Wenn aber ein Held für diese heilige Sache mit seinem Blute den Sieg erkauft, finde ich, können wir dem Auswärtigen Amt nicht wohl gestatten, seine Märtyrerpalme über dem Kaminsims des Kriegsamtes aufzuhängen.

Annette Kolb:

AUS DEM BERNER TAGEBUCH

24. April 1917. Jenseits des Gotthards gerät der Himmel ins Lachen. Er findet offenbar die Welt noch schön. Tröstlich prangende Blütenhänge, und endlich, tief unten das hingezauberte Blau des Sees, einem verliebten Abendhimmel hingegeben. Und die Bäume stehen hier wie sanfte, begütigende Bräute.

Der Weg nach Paradiso ist holperig genug, auf den Bergen aber leuchten feurige Spieldosen auf; die Natur ist ein Zwischenakt mit Verwandlungsmusik, und die Nachtluft wird von Amoretten hingetragen.

O Plansee im bayrischen Gebirg! Du See auf dem Plan, so hoch oben im Wind! Warum schwebst du Verwunschener mir vor? Vor mir liegt lächelnde Erfüllung. Du aber bist unbegrenzte Sehnsucht und Verweigerung.

28. April. Heute bin ich früh in einer Messe gewesen. Aber welche Messe! in einem sehr alten, dem See gegenüberliegenden und köstlichen Bau. Traumhafte Fresken; das übrige mit roten, lang verjährten, rosa gewordenen Damasten ausgeschlagen. So gut wie leer. Die Schellen, die der Ministrant in Bewegung setzt, erklingen abgetönt und sind gewiß aus Silber.

Dunkel — nein, nicht dunkel, von einer lichten Penombra wie eine bedeckte Vollmondnacht, ohne Orgel und Gesang und dennoch brausend, unendlich groß, ja wie zum Firmament weitete sich das stille und verlassene Haus und schwamm im All.

Endlich wieder eine schöne Kirche! Die in Bern hatte ich aufgeben müssen, denn so war die Messe wirklich nicht gemeint! Als ich aber jetzt durch die schwer behangene Tür ins Freie trat, auf den besonnten Strand, wo die Platanen ihre eben er-

schlossenen Kronen so bräutlich dem Licht entgegenhielten, da schien dies alles, diese Natur mit den dekorativ vor- und wieder zurücktretenden Wänden ihrer Berge und das gekräuselte, wie in sich selbst verliebt hinziehende Gewässer, selbst der Himmel, der darüber hing, schien nicht so weit, wie der eben verlassene, leicht zu umspannende Bau mit den damastenen Wänden von verblaßtem Rot.

2. Mai. Die Pforte, die ins Weglose führt, wurde bisher nur im Vorübergehen angekreidet. Ziemt es sich doch nicht, es zu beschreiten —

Diejenigen aber, welche so lange über die Schiffbarmachung der Luft gegrübelt haben, sind nicht dieselben, welche sich auf Aeroplane schwingen; sondern viele Jahrhunderte warfen ihre wilde Brandung zwischen ihnen. Und doch, und doch ...

Wie in der nunmehr erkrankten Luft die Menschheit eine infizierte, oder, jedenfalls auch ohne es zu merken, eine *affizierte* ist; wie vielleicht ein Pesthauch so allmählich unseren Planeten umschichtete, daß wir es nicht gewahrten, ebenso glaube ich, daß bei vielen unter uns der innere Sinn dem lautlos tumultuarischen Drängen und Wogen (wo gäbe es Worte?) dem so zahllos und so jäh entströmten Leben zugewandter ist, als sie es wissen. Und so glaube ich, daß die Welt der Schatten eine Steigerung erfuhr. Da sind Akzente, da sind Lockrufe, die noch nicht ergingen .... Da treiben wehe Schwingungen der Wonne von unaussprechlicher Pein, da greifen Klänge ans Herz, zerspringen und ermatten wieder, ohne zu ertönen, und da sind uns Zaubertränke hingehalten, als hätten wir geistige Lippen, sie zu genießen.

Es war nicht mehr Nacht, aber der Tag dämmerte noch nicht. Ich schlief nicht mehr und war noch nicht wach. Eine Gestalt, höchst eindrücklich in ihrer Schattenhaftigkeit, erfüllte die Atmosphäre bis an den Rand, als müßte diese wie ein zu voller Becher überfließen, das Zimmer sprengen oder sich entflammen. Und schon war das Unnennbare ungegenwärtig, und es wäre lächerlich unzureichend, wenn ich sagte, es hätte sich

entfernt, so ganz außer jeder Beziehung stand es zu Zeit und Raum.

Was aber war inzwischen nochmals vor mir aufgeschimmert? Locken? — von einer Gelocktheit, die es nicht gab; von einer goldenen Blondheit, die nicht vorkommt, in einem Licht, das ich nicht kannte, schärfer und dabei nicht so grell wie das des Tages. Geisterhaft? Aber es war ja von einer schärferen, wärmeren, pulsierenden Lebendigkeit gewesen, als wir sie kennen. „Wir sind nicht lebendig genug!" dachte ich mir und riß erschrocken die Augen auf.

Draußen hatte sich ein Wind erhoben. Die Fenster sahen auf den Garten. Der Himmel ganz blaß, aber im vollen Staat: kleine Wolken als Vorreiter ausgesandt. Die Bahn war frei; die Vögel vollzählig, Brust heraus, in Positur, und einzustimmen bereit; höchste Spannung in den Bäumen: kommt sie schon? Blumengeflüster: ist sie schon da? — Es war alles wie am ersten Tag.

UNSRE SCHULD

Zeigten nicht die hohen Garben
Nach der Scheune, armer Wicht,
Der in sich zusammenbricht,
Weil die Toten fruchtlos starben?
Wären Erde wir gewesen,
Hätten wir uns aufgelesen,
Doch wir waren nur Maschinen,
Stolz, die unsern Tod bedienen,
Riemen banden Knecht an Knecht,
Hießen Sattsein: Freiheit, Hassen: Recht
Statt die Ernte einzuholen,
Stritten wir um Staatsparolen,
Sorgten trotzig, Trumpf auf Trumpf,
Für der klügern Herrn Triumph.
Ihr Horn war's, in das wir stießen,
Als sie uns dann sterben hießen.

Rudolf Leonhard:

PHANTOM DES WIENER KONGRESSES

Ein Gewitter ging zwischen zwei Sternenhimmeln.
Blitz war ein Feuerwerk, halblauter Donner rang
über erloschene Lampen und tiefes triefendes Laub die Horizonte lang.
In der durchleuchteten Allee von Rüstern
wimmeln die Wagen, nur mit fleckenlosen Schimmeln
bespannt.

Das Feuer im Kamin hat schon gebrannt.
Der Exminister wehrte ab, zwei Sekretäre flüstern.
Der Erzherzogin droht die Maske zu entfallen.
Wer ist erschüttert? Doch von allen
wird ihr Gesicht geduldig übersehn.
Ein bißchen Puder: freundliche Kritik
von kühnen Lippen, die sehr höflich mißverstehn.
Nur eine Braue zuckt, kaum merklich, und vergeudet Politik:
gehaltnes Lächeln: lächelnde Gefahr.

Dein Knie, Erzherzogin, tanzte wunderbar.
Um dein hochblondes Haar flog eine helle Wolke.
Auf deiner Schulter lag mein Mund, fast ungeregt, und sang von meinem
Volke —
und sprach vergebens. Wurde kalt, war still. Die Arme sanken, als ich mich
verneigte.
Ich sah den riesenhaften Pförtner an, der mir die Treppe zeigte.
Wagen rollen auf dem Boulevard,
eine Kette, biegen aus dem Kreise.
Man lehnt zurück, gähnt aber kaum. Und Seide knistert leise.
Woran denkt man? Was wurde nur? Ah so, der Maëstro geigte.
Langsame Wächterschritte schallen schwer von jeder Straße.

Kasimir Edschmid:

TRAUM

Dies erste ging rasch vorüber, wir waren durch Wald gefahren, der Wagen hielt. Wir steigen aus. Die Pferde rennen weiter. Nun ist es Sommer.

Die silbrige Allee dreht um. In gelber Sonne leuchtet mit Spiegelscheiben das französische Landhaus. Syringen und Springbrunnen sind darum gezogen. Die Fürstin lächelt aus braunem Gesicht, und ihr Lächeln wirft alles zurück, die Zeit und die Schmerzen. Wir sind da. Ich reiße sie hinein.

In ihren Gelenken schaukelt Liebe, sie berauscht die Luft. Sie gleitet durch die Räume. Ihre Finger weisen, zeigen, deuten, Wände, Bilder, die Vasen, sie lächelt vor Sehnsucht, das braune Gesicht straht in wildem Schein auf, ihr federndes Bewegen zündet bunte Abenteuerlichkeit in die Landschaft. Da stürzen die Munde zusammen.

Hier ist ein Sommer, den wir durchleben wollen. Ganz über den Horizont steht blauer duftender Himmel gespannt über den Mähnen der blonden Weizenfelder, und er wird noch zärtlicher um ihre Fremdheit, die mit Goldregen die Bläue verblaßt und sich verströhnt dem dunklen Duft des Flieders. Die Fenster stehen weit gegen die Landschaft.

Dann kam der Traum:

In dieser ersten Nacht, wo Tau durch die Monddämmerung spann im Park, träumte ich, daß ich die Fürstin suche, und im Schlaf war die Gegend verändert im Grund. Ich war in einer Stadt mit alten Giebeln, durch die eine Straße lief mit schräger enger Front. Die Häuser erhielten Höhe mit großen Barocktoren, mit Erker und vermooster Skulptur und gestaffeltem Dachzug. Dennoch schien eins dem andern gleich. Eine Luft lag dick und dumpf in der Straße. Die Fenster schienen blind und reglos. Kein Geräusch, kein Ton durchdrang die Luft. Selbst meinen Schritt hörte ich nicht.

Ich trat in eine Torfahrt, die Fürstin zu suchen, da schien sie mich vertraut und freundlich aufzunehmen. Ich sah mich um. Da kam es mir, daß ich sie oft mit ihr durchschritten hatte und Rührung überlief mich tief. Durch einen schmalen Hof an Seitenflügeln hinunterschreitend, hörte ich Wasser, es war als laufe ein Fluß hinter dem Gebäude. Ich trat ein. Sieben Kinder mit hellen Haaren umringten mich, aber sie kannten die Fürstin nicht, als ich darnach fragte. Dennoch durchsuchte ich alle

Zimmer, ich verschonte nichts, aber ich fand sie nicht und stand mit einem Male wieder auf der Straße.

In der Schwüle war eine leise Bewegung, ich begriff sie nicht und horchte erstaunt. Dann aber merkte ich, daß die großen Scheiben der Läden Falten hatten und sich im Kreise drehend in die Straße hineinschlugen und zurückebbten. Ich blieb stehen und besah die Häuser alle nachdenklich.

Dann nahm ich ein anderes Haus und trat hinein und stieg ohne Pause auf einer immer gedrehten Treppe. Es liefen viele Gänge strahlenförmig davon aus. Aber ich ließ sie hochmütig und schlug eine kleine Seitenloge ein und wußte nun sofort an der Tönung der Wände, am Geruch der Geländer, ich wußte es wie im Irrsinn, hier sei die Fürstin, und Freude brach mir aus dem Gesicht.

Ich sah eine Tür und drückte die Klinke auf und trat ein. Das Zimmer stand voll mit Gerät. Doch ich lächelte. Ich hatte geirrt in der Handlung. Ich war zu sehr voll Sehnsucht. Meine Hände kannten eine bessere Tür.

Es war eine schwarze Eichentür im Seitenkorridor. Vor ihr blieb ich lange stehen, den Kopf in die Handmulden gesenkt. Dann trat ich ein. Ein gelblich-brauner Vorhang schloß das Zimmer ab von der Welt. Die Luft war alt und bang, aber ich war nicht zu täuschen, ich roch einen Duft, der ihrem glich. Ihre kupfrige Tunika hing über einem Bügel. Ich näherte mein Gesicht, ich ließ es hineinfallen und wühlte die Hände hinein und schluchzte vor Sehnsucht. Ich roch sie wieder. Wie entflammte mein Herz daran.

Die Wände waren durchbrochen mit Kassetten aus hellem Stein. Darüber waren grelle fremde Seiden gespannt. Auf einem Sockel stand ein Faun in obszöner Haltung. Das einzige Fenster hing über meinem Kopf und siebte die Sonne. In meinem Rücken hingen alle ihre Bilder, die Vasen, die geliebten Wände, ich drehte mich nicht um, denn ich wußte nicht, ob mein Herz nicht brach.

Dann stand ich auf und ging hinaus. Ich sah mich nicht um: „nicht den Faun, nicht die Wand, nicht die Tunika," flüsterte mein Blut. „Sie" stammelte es. So kam ich auf die Straße. Der Himmel war schwerrot, glatt mit Email übergossen und schleuderte Abglanz in die Fenster, die Läden, die Gehsteige und die kleinen Pfützen, die wie Ballone funkelten. Nun ging ich in Haus um Haus.

Aber jedes glich dem andern, und bald war ich so verwirrt, daß ich mich selbst im Bilde sah, verrückt vor Suchen und geschlagen von der Sehnsucht. Da erscholl der Ton einer Laute.

Nun lächelte ich und trat in ein rötliches Haus ohne Zögerung. Voll Sicherheit stieg ich zum Giebel. Dann ging ich langsam wieder herunter und horchte angespannt. In der zweiten Etage streifte ich eine Tür, und als ich vorüber war, drehte ich um und unnennbar voll Gewißheit ging

ich auf ein Papier zu, das daran klebte. Meine Augen waren aufgesogen von dem Weiß, das ihren Namen tragen würde. Ich war so voll Sicherheit, daß ich die Augen schloß im Übermut, und durch die Lider sah ich ihren Namen blau und schräg auf dem Karton gemalt, ihren wilden berauschenden Namen, den ersten großen herrschenden Buchstaben und die steifen in Leidenschaft erstarrten der anderen..... und vortretend, die Lider gesperrt, las ich einen fremden russischen Namen, gleichgültig wie Eis. Allein ich lächelte. Sicherheit verließ mich nicht.

Die Tür stand im Spalt und ich sah hinein. In der Ecke hockte ein häßlicher brauner Kerl, ich kannte ihn nicht. Mitten aber, mitten stand die Fürstin und schlug die Balalaika. Das hatte ich immer schon gehört.

Aber als mein Blick sie begehrte und mein Bein schon federte im Sprung, traf mich durch die Luft ein Schlag, ich stand gelähmt. Es kam von ihr, ich fühlte es, denn nur sie hatte diese fremde Macht über mein Hirn. Ich wandte mich um und zu einem blauäugigen Kind, das hinter mir stand, gewendet, fragte ich: „Man tritt nicht ein.....“ aber das Kind schaute vor sich hin ohne Antwort.

Da ging ich grad und langsam bis ans Ende des Gangs. An einem Fenster mit grünen Glaskacheln sicherte ich den Revolver ruhig und besinnungslos und wartete an die Wand gelehnt.

Bald brach die Musik ab. Die Fürstin trat aus dem Zimmer, bog und ging das entgegengesetzte Stück des Gangs. Ihre Röcke, aufgebauscht mit Lilien auf weißem Grund, wölbten sich über den Hüften schwach bewegt. Immer war ein Raum zwischen ihrem Leib und ihren Kleidern, durch jedes Gewand sah ich ihre eigentliche Form. Aber wie sie so ging, schoß ich nicht nach ihr, ich konnte nichts tun wie sie ansehen und vergehen vor Wünschen. Ist dies die Frau, gegen die ich schwach bin, fragte ich staunend verwirrt, doch schon verging meine Wut, denn ich sah glänzend im Schatten der Stiegen beim Wenden ihr Profil.

Hinter ihr ging der Braune und seine Gestalt, noch häßlich wie ein Affe, aber stark wie ein Tier im Zimmer, zog gebeugt mit paralytischen Beinen hinter ihr her, und ein süßlicher Geruch wie von Leichen strömte langsam von ihm den Gang herauf.

Es schien dunkel im Gang, als ich mich umsah. Schmerz saß in allen Ecken. Das Kind hockte nun spielend auf dem schrägen Dach eines Nachbarhauses und warf glitzernde Kugeln in die Luft.

Langsam ging ich die Treppe hinunter, die Lippen redend: „Es war nicht die Fürstin..... Es war nicht die Fürstin.....“ Aber es war doch die Fürstin, und ich belog mich nur.

Auf der Straße aber begann mein Herz zu tanzen vor Furcht, daß ich sie nicht fände und zwänge, ich sprang, die Fäuste in den Schläfen, in einen Laden, durcheilte ihn und erblickte eine Tür. Das Licht hing lang und glänzend in ihrem Spalt. Das Zimmer war halb weiß und wieder

blau und von einem magischen Leuchten erfüllt. Drei Menschen bewegten sich darin gegeneinander mit weit über Sichtbares hinausgehender Bewegung.

Einer war der Russe Aphroditi, ihn erkannte ich sofort, der Tänzer mit der anarchischen Seele. Er trug ein blaues Kleid, ungegürtet, das bis zu den Knien reichte und den Hals frei ließ. Es war, als folge er einer grausamen unsichtbaren Musik. In den Händen schwang er weiße Callas immer nach demselben Satz. Die beiden andern waren Frauen, eine kannte ich nicht,

Aber die andere war die Fürstin. Diesmal sah ich sie deutlich.

Ich sah den roten Stern unter ihrer linken Achsel. Sie hatte ein Pantherfell um die Taille geschlungen, sonst war sie nackt. Ihre Brüste hoben sich breit und rund und an den Spitzen ein wenig gereckt nach oben. Eine hohe Mütze aus weißem ungeborenem Lämmerfell krönte als Helm ihr Haar. Sie sprang tanzend vor und zurück, die Lippen berauscht geöffnet, wild und schäumend, die braunen Muskeln unter ihrem Knie ballten sich und entwirrten sich wieder, ihr Auge flammte, die goldenen Brauen glühten. Das war die Fürstin. Ich kannte jede Spur ihres Körpers.

Da sprang unter meiner Begierde die Lähmung, ich schrie. Aber Aphroditi, gegen die Wand gestellt, ließ die Callas fallen unter dem Schrei und neigte seinen Kopf auf die seitliche Schulter. Dann legte er seine linke Hand mit dem Rücken wider die Wand und schlug einen Dolch hinein bis ans Heft. Aber es kam kein Blut.

Da riß ich die Tür auf, nun war sie mein, aber die Tür schien aus Erz. Die Luft dahinter im Zimmer wurde unerträglich blau. Da schlug ich dröhnend meine Hand durch die Planken. Ich schlug hindurch. Ich hatte sie zerhauen.

Aber wie ich auf der Schwelle stand, war alles umsonst. Das Gesicht der Fürstin verwandelte sich auf der Oberfläche, der tolle große Zug der Nase und des Mundes vertauschten sich. Ich sah mit meinen Augen, wie ihr Kopf sich formte in ein unbekanntes, freches Gesicht, und indem das Herz in Wut und Schmerz zersplitterte, wie die Fremde, hurenhaft in Aphroditis Arm sich schaukelnd im Pas de l'ource die Hüften schwenkend, einen schlechten Schieber begann.

Ich hatte sie beinahe gehabt. Ich wollte sie ganz haben und ruhte nicht.

Zornig und verächtlich ging ich hinunter auf die Straße. „Ich will sie haben, ich will sie haben", so trommelte mein Herz, und alles war mir gleich, ich war im Fieber, ich nähme sie als Hure, ich will sie haben, nichts anderes wußte mein Herz. Das Rot über den Dächern war drückend und dunkel geworden. Es glühte zwischen den schwarzen langen Linien der Häuser heraus. Ich spürte keine Hitze, aber Druck. Plötzlich mußte ich wenden.... da sah ich unten auf der Straße sehr fern, das Fell über die Achsel nachlässig gelegt, im Autodreß die Fürstin über das Pflaster gehend, leicht ein wenig sich wiegend, königlich und süß in den Hüften.

Ich wollte rufen, ich hob die Arme. Aber sie waren Blei. Die Stickluft drang in die Kehle, dies ist der Tod, blitzte mein Hirn, der Himmel stand im Bersten.... und in dem Augenblick, als die Fürstin, mit dem Fell spielend, leichthin auf den blauroten Horizont zugehend, fast den Rand des Gewölks erreichte und abbog, riß eine brüllende Explosion alles auseinander..... Da erwachte ich. Entsetzt.

Die Augen aufgerissen spähte ich in Dunkelheit. Aber die Sommerlandschaft stand mit mildem Silber in dem Raum, und Duft von Flieder zog durch das Zimmer. Aber noch war ich irr. Ich riß sie herüber und sie erwachte in meinen Arm hinein, „du", rief ich stammelnd: „ich habe dich, ... ich habe dich". Und noch halb im Schlaf erwachte ihr gelöster Mund in meinem und mit der warmen Nähe ihres Leibes hielt ich wieder unendliches Dasein mit sanftem Herzschlag erdonnernd an meiner Brust. Ich wurde ruhig wie ein Tier, und, die Glieder an ihren gelöst, mit schwindendem Grauen darüber, daß feindlich irgendwo ein Schicksal Ungeheures außerhalb der Macht meiner Arme zu halten vermöchte, mit schon entfernt sich flüchtendem Gefühl des Traums, dem Augenblick unsterblich hingegeben, schlief ich hinein in ihren besitzenden Kuß.

FURIO

„Furio!" und alles mordet, rennt,
Sphinx erhebt sich wie ein Riesenkater
Über Orient und Okzident.
Vorhang brennend fällt im Welttheater.
Und indessen flammen die Kulissen,
Üben Dichter, die's nicht besser wissen,
Feuerfest ein neues Stück: „Advent".

VERLAINE

Un grand sommeil noir
Tombe sur ma vie:
Dormez, tout espoir,
Dormez, toute envie!

Je ne vois plus rien,
Je perds la mémoire
Du mal et du bien:
O la triste histoire!

Je suis un berceau
Qu'une main balance
Au creux d'un caveau:
Silence, silence!

Ein schwarzer Schlaf kommt in mein Leben,
Schon schlafen Hoffen, Sehnen, Streben.

So schlimm: ich kann nicht mehr ermessen,
Was gut und bös. Ich hab vergessen.

Ich bin wie einer Wiege Neigen
An einer Hand in Grabesschweigen.

LESEBUCH

Jean Paul:

FRANZOSEN-DEUTSCHE

Statt der vorigen Deutsch-Franzosen werden wir Franzosen-Deutsche werden, will man befürchten. Ich nenn' dies Furcht, denn eine ausgelöschte Nation wäre durch keine andere, nicht einmal durch die auslöschende zu ersetzen, geschweige aber die deutsche; ich habe indes nichts weniger, als diese Furcht. Einseitigkeit kann an entgegengesetzter sich brechen, ja sich in diese verlieren. Aber wir weltseitigen Deutschen, schon längst im geistigen Verkehr mit allen Völkern, und ohne von ihren Whim's, Caprizzio's und hors d'œuvres mehr anzunehmen, als das Gleichgewicht unserer Kräfte geraten, ja seit gestern bloß in eine andere Berührung mit einem schon vertrauten Volke. Umgekehrt dürften vielmehr, wenn uns bisher anders als den alten Völkern, denen Fremder und Feind gleich klang, Fremder und Freund sinnverwandt gewesen, von nun an manche Nachahmungen, die vorher Willkür und Ferne verdoppelt und versüßet hatte, durch die einheimische Nähe der Franzosen uns verbittert und zuwider werden — weil wir so ungern das Einheimische und Nahe nachahmen — ja es wäre möglich, daß die französische Sprache ein so gemeines Gut würde, daß man am Ende an unsern Höfen deutsch spräche, es wäre möglich, daß der Vertrag zu Verdun 843, der Frankreich und Deutschland wieder in zwei Reiche absonderte, sich geistig erneuerte.

Aber wozu diese harte Entgegensetzung zweier so großen Völker? Bis hierher wurde das deutsche Volk wie eine vergoldete Silberstange durch immer engere Löcher durchgetrieben, um verfeinert zu werden, aber eben wie die dicke Stange, lang und dünn ausgezogen, doch noch den Gold-Beleg behält, so haben

wir unser Gold der Weltseitigkeit und der Treue fortbewahrt. Es scheint darum ordentlich, da wir geistige Gütergemeinschaft mit allen Völkern haben — und so wie die Franzosen die Herren des Landes sind, die Engländer die des größeren Meeres, wir die der beide und alles umfassenden Luft sind — daß wir deshalb, um ein Verquickungsmittel der spröden Völker zu sein, in alle Länder und Keimen ausgesäet worden, wie die Juden, Jesuiten, Eisen und das Tier, das unsere Treue teilt. Ja, wurden nicht von jeher alle feindseligen Völker mit Kriegen ins deutsche Reich als in die Quickmühle, welche durch Aneignung die Metalle scheidet, d. h. durch Frieden, hineingespielt?

Wenn in der ganzen Geschichte die gebildete Nation die ungebildete auflöst und polypenartig in sich verwandelt, gleichgültig, ob siegend oder besiegt; — so ist hier zwischen zwei gebildeten Nationen keine historische Möglichkeit eines nationellen Vertilgungs-Friedens.

Unsere literarische Entgegensetzung und Eigentümlichkeit muß uns auch als politisch-nationelle bestehen lassen. Was allerdings (wie leider die neuesten Jahre zeigen) das französische Volk an Bildung und Lebensfreiheit voraus hat vor dem noch in manche Roheit*) und zünftige Unbeweglichkeit eingesunkenen Deutschen, dies holt der Deutsche im Mittel- und Gelehrtenstand wieder ein durch die Weltseitigkeit und Tiefe seiner Bildung. Sind wir in der Literatur und Rechtlichkeit Kameen und in der Politik und Lebens-Gewandtheit Gemmen — so wie umgekehrt die Franzosen in dieser Edelsteine mit erhabenen Figuren — so weiß ich nicht, ob das Näherbringen entgegengesetzter Vorzüge nicht zur Erhebung und Vereinigung derselben wirke.

*

Ich bedaure den Untergang eines Staates nicht; der Teufel kann nichts holen, als was sich ihm ergeben hat. — Nicht Bonaparte, sondern die Zeit, Jahre vorher hatten Preußen ge-

*) Gleichsam allegorisch waren im Krönungsanzug des deutschen Kaisers alle Diamanten ungeschliffen.

schlagen, und es ist gut, daß dieser eingebildete Gesunde — es gibt nicht soviel eingebildete Kranke als Gesunde — endlich unter die Wundensucher gekommen ist. Gerade jetzt verzage ich am wenigsten am deutschen Geist und Erwachen. Kommandeure und Bajonette erwecken am besten. — Wenn uns Bonaparte eine Freiheit nähme, die wir hätten, eine Reichsverfassung, die wir achteten, dann wäre jedes Dulden Knechtschaft, aber so zerstört er ja nur, was wir selbst verlachen, aber nicht ändern können.

„Friedenspredigten an Deutschland", aus dem Werk Jean Pauls herausgeholt von Christoph Brant und verlegt von Hugo Heller in Wien.

Ludwig Meidner:

MALERS TAG-GESANG

Maler, stell dich feste hin und fall nicht um.

Fall nicht um, sei behend und bereit, trag deinen Leib in das Farbenreich.

O, von deiner Seele falle der Schlaf. Wenn auch die Horde um dich herum in deine Fersen kläfft, wenn auch die Zeit, wenn auch die grause Einsamkeit dich trifft ..... weiche nicht und stemme gegen die Wolkenschauer beherzte Brust.

Balle die Hände, hebe den Hut; du suchst in gellenden Nächten deine Farbenskala; in den Wäldern hallt dein magischer Schritt.

Falle nicht, Maler, wenn die Gesichte dich bedrücken; wenn innen die Löwen schreien, weinen knotige Fingerlein, gebückte Menschlein in dir tönen und rasen .....

Ach, wie das Weltall bellt; aus allen Heuhaufen, Fichtenhainen deine Liebesseufzer dringen. Ihre Echos aus harten Keilrahmen springen ....

.... Du Stotterer, wenn dich der Mondschein überfällt — melancholischer Pinselschwinger und Späher in ferne, mondhelle Bereiche. Du Haderer mit den weißen Tagstunden. Deine innere Gewalt, wirf sie auf schlottrichte Leinwände, wirf deinen wilden Feinden sie zu. Du Zügelloser, Zäher, zorniger Eiferer. Pikör der himmlischen Hengste, trabend durch farbentolle Räume ...

Wie die Stunden vor Staffeleien hinziehn, im Flug entsausen ..... Eilige Pinasse gleit ich dahin. Regen feuchtet mich nicht. Hagel und Blitz

trifft mich nicht und die Granaten zergehen fern. Ich schlendre heil unter Verseuchten, schlürfe die Pestpazillen ohne Gefahr. Im Gemetzel bleib ich kalt und Feuers mordende Flammenmühle mahlt mich nicht zu Staub.

..... Herzu! Herzu! Die Farben schlafen in ihren Tuben allen. Blas ihnen jüngstes Gericht. Wecke sie, peitsche sie auf. Die Farben in ihrem Schlaf Nänien blasen, wimmernd das Gesicht verhüllen. Rüttle sie wach, Henker, Magier! peitsch sie auf.

..... meine Brust, du, entzündet vor Staffelei. Hirn, geöffnetes, in hohen Hitzgraden pulsierend auf der Leinwand: du Amboß, auf den die Wucht des Himmels donnert; Kieselstein, geschleudert von unsichtbarer, wilder Hand, und du Wind ..... bunter, aromatischer, herzwarmer ..... fliegst in all meine Flächen hinein ..... tönst von himmlischer Brunst .....

Maler, träume nicht, da die Erdreiche grollen, Jahrtausende vor deiner Zeit erschrecken ..... sei auf deiner Hut. Stelle dich gegen die Zeit; schrei ihr meuternd ihre Verbrechen zu.

Maler, strauchle nicht, ob auch die Leichen schrein. Der Schall der Minen dein Gehirn zerreißt. Reiß von den blutigen Fahnen das Tuch. Kochend, in weißer Glut spann es auf und mal das Leid. Mal dein Menschenherz auf das blutige Tuch .....

Mitten im waghalsigen Tag, wenn Sonne auf allen Dächern klirrt, gloset der fahle Mond und hebt dich hoch. Du fährst auf dem Mondstrahl in die Äonen hinein. Bist lange wie tot, mitten im trunkenen Sein.

Hoch! .... Malerseele, arme, zermarterte .... schwimme in deinen mondheißen Wassern, grüß die Plejaden am Mittag. Ruf dem Polarstern deine Schwüre zu, recke dich auf zum Saturn.

..... ich bin gezückt und reif die Treppen hinabgetrieben. Sternschnuppe funkte um meine süblime Nase — bunte Winde um die Backen herum.

Horch! ..... durch die Millennien, durch die endlosen Wüsten des Azur.

In den Mitsommernächten schlottre du, bist ja der Griffel unerforschlichen Gottes, der mit ihm seine Marginalien malt.

..... niederfalle beschämt vor ihm, der in deinen Adern und Stirnhöhlen unsäglich pocht; der in deinen Gedanken jauchzt ..... der immerfort in deinem Herzen weint.

Maler, tanze in Gott. Mit deiner Farbenschar bekriege den schaurigen Zwiespalt.

..... Du Mäusefraß der Zeit, schwind hin, schwind hin .....

Eiferer, Haderer, schwind hin.

Aus: Unser Weg 1919. Ein Jahrbuch des „Verlags Paul Cassirer".

WEISSES BRETT

In Wien gibt es eine Zeitung, das „Neue Wiener Journal", darin tauchen regelmäßig erstaunliche Tagebuchblätter von Hermann Bahr auf. Aus einem der letzten:

„*Ernst Bloch* hat in seinem *‚Geist der Utopie'* (Verlag von Duncker Humblot, München und Leipzig 1918) mit Pannwitz und Fuhrmann das gemein, daß die kommende Welt ... hier wirklich emergiert, nicht mehr als bloße Forderung, als ein erst von der Zukunft einzulösendes Versprechen, sondern unmittelbar, als Erfüllung, als Gegenwart, die nur von den andern noch nicht bemerkt wird. Diese Schriftsteller deuten nicht mehr auf etwas, das kommen soll, sondern eben mit ihnen ist es schon gekommen, es ist an ihnen schon da, sie selber sind das Kommende, wenigstens für ihr eigenes Gefühl. Sie bringen ein Deutschland, ja sie haben es schon erbracht, das mit dem sichtbaren nichts zu tun hat, sondern wieder auf dem Geist beruht, Geist nicht als Wissen, noch als Spiel, sondern als Gehalt des Lebens, ja das Leben selbst, als einzige Wirksamkeit und Wirklichkeit, Geist als Creator Spiritus. Sie sind Zeichen einer Atmosphäre, es gibt jetzt irgendein geheimes Deutschland, das wieder eine Atmosphäre hat. Alles Lebendige, sagt Goethe, bildet eine Atmosphäre um sich her. So konnte, solange Deutschland im Tode lag, es keine haben. Die drei sind die ersten Lebenszeichen. Aber wenn Bloch im gestaltenden Ahnen, Gefühl des Transzendenten und schaffenden Anschauen jenen beiden gleicht, so hat er dazu nun auch noch einen gesicherten Besitz von Details, Einzelheiten, Tatsachen, von Kalkulierbarem, von Figurinen des Absoluten oder wie man's immer heißen will ..... Seinem Ahnungsvermögen ist ein überwachender nachprüfender Zug beigestellt, jene sehr seltene Begabung nämlich, die man nach ihrem höchsten Beispiel die thomistische nennen könnte: die Kraft, den übers Ganze, in alle Fernen schweifenden, allumfassenden, welttragenden Adlerblick dann nun aber auch noch niederfahren und sich auf der Erscheinung ausruhen zu lassen, Weltansicht gewissermaßen zu lokalisieren in irgendeinem Detail und Ideen auch aus ihrer Haft in der geringsten Einzelheit noch aufzuspüren. An Bloch ereignet sich der sehr seltene Glücksfall, daß ein geborener Musiker zugleich einen Baumeister in sich hat. Wirklich ein geborener Musiker muß es sein, wer so das Herz Mahlers aufzuschlagen vermag; niemals ist vor ihm Mahler so bis in den Grund erkannt worden. Und auch wenn er bisweilen gleichsam einen bösen Blick für Musiker hat, so geschieht auch das immer wieder aus dem

besten Gewissen der Musik .... In jener höchst merkwürdigen, übrigens ganz wagnerischen Wendung von der ‚Stunde der Sprache in der Musik' verrät sich aber schon das andere Bedürfnis seiner Natur, das baumeisterliche, das ihn nun ebenso zu Kant, der ‚innerlich und unendlich bleibt', noch Hegel fordern läßt, bei dem man ‚weiter sieht, als bei Kant, weil er gebaut hat und derart auf Zinnen stehn kann'. So will er keinen von beiden missen können und es scheint ihm nötig, ‚Kant durch Hegel hindurchbrennen zu lassen: das Ich muß in allem übrig bleiben; mag es sich auch zunächst zu allem entäußern, durch alles nochmals begreifend, vollendend sich hindurchbewegen, um die Welt aufzuschichten und gesammelt vor Gott zu bringen, so ist doch das wünschende, fordernde Ich, die uneingesenkte Postulatswelt seines Apriori die beste Frucht, der einzige Zweck des Systems. Und Kant steht deshalb letzthin so sicher über Hegel, wie Psyche über Pneuma, die Ethik über Enzyklopädie und der moralische Nominalismus des Endes dem noch halb kosmologischen Realismus der Hegelschen Weltidee übergeordnet ist. Das Ziel wäre dann erreicht, wenn es gelänge, was bisher nie ganz zusammenkam: das Zungenreden und das Weissagen, das Seelenhafte und das kosmisch Totale zu vereinen'. Man hört diesen Worten an, worum allein es im Grunde dem ganzen Buche geht: um Religion."

*

Zur selben Zeit hat ein Wiener Verlag das *„Kommunistische Manifest"* als Luxusdruck herausgegeben. Vermutlich für „sozialistische" Kriegsgewinner.

*

Ein kameradschaftlicher Zuspruch von *Georges Duhamel* im letzten Heft (16. Dez.) des „Mercure de France", ein Kapitel eines Aufsatzes: *„Essai sur le règne du cœur":*

„Den Hilfsquellen des Herzens wendet sich unsere Hoffnung zu. Von jener gelehrten Vernunft verraten, deren gewaltige Leistungen manchmal das Gesicht der Dummheit selber tragen, erstreben wir die Herrschaft des Herzens. Unsere ganze Sehnsucht ist nach einer moralischen Zivilisation gerichtet, die allein fähig wäre uns zu erheben, zu schützen, ein wirkliches Emporblühen unserer Rasse zu sichern . . . Durch dialektische Künste gelang es, die Idee des Fortschritts mit der Entwicklung der mechanischen, chemischen und biologischen Wissenschaften zu solidarisieren. Der wahre Fortschritt begreift nur die Seele: er bleibt unabhängig von den Auswegen und den Verfahren der Wissenschaft. Diese triumphiert, indes der wahre Fortschritt, das heißt der Gang der Menschheit zum Glück, auf lange Zeit unterbrochen und zutiefst gestört erscheint.

Man wird nicht ermangeln zu sagen, daß der Krieg ja gerade den Anbruch einer neuen Zeit kennzeichnen solle, daß er in Blut und Flamme die mo-

ralische Gesinnungsgröße erringe, die für einen fruchtbaren und endgültigen Frieden notwendig sei. Wir können diesen Optimismus offizieller Beredsamkeit nicht teilen. Nicht die Ausübung einer mörderischen Tätigkeit ist es, die den Menschen die Bahn der Gerechtigkeit öffnet und sie zu guten Sitten bekehrt. Die Menschheit wird sich des Verbrechens entwöhnen müssen, und nicht die bewaffnete Vernunft wird es sein, welche dies Wunderwerk vollbringt. Das Friedenswerk des Krieges wird unsicher bleiben, wenn nicht alles, was in der Menschheit gesund und großmütig ist, daran arbeitet, jene wissenschaftliche Zivilisation zu enthronen, die weiterhin die Gesellschaft mißbraucht, nachdem sie diese selbe Gesellschaft zur Ohnmacht verdammt hat.

Die Einwürfe der Stoiker, die uns sagen würden, daß solche Mißgeschicke nicht von uns abhängen, und daß wir hartnäckig über sie hinweg unser Glück zu suchen, unser Glück von dem umringenden Sumpfe abzusondern haben, halte ich keiner Berücksichtigung wert. Nein! Solche Mißgeschicke hängen von uns ab. Trotz ihres hochmütigen Adels ähnelt die stoische Resignation, auch hier, zu sehr dem Egoismus.

Die moralische Zivilisation hat es vermocht, zu gegebener Stunde das Christentum ins Leben zu rufen und zu verbreiten. Sie wird die menschliche Rasse auch in der Trostlosigkeit und im Elend der gegenwärtigen Zeit nicht im Stiche lassen.

*

In München erscheint eine neue Wochenschrift *„Revolution"*, die Friedrich Burschell herausgibt. Mitarbeiter: Alfred Wolfenstein, Martin Sommerfeld, Karl Ernst Matthias u. a. Der programmatische Aufruf „Der Mensch steht auf" von Friedrich Burschell lautet:

„Nicht Freude oder Schmerz — das war einmal — Entschlossenheit ziemt seinen Zügen.

Die Toten sind begraben, die namenlosen, ungezählten Menschenbrüder; doch zur erfüllten Zeit im Buch des Lebens stehen Zahl und Namen herrlich eingezeichnet.

Denn jetzt erhebt der Lebende sein Haupt, aus Sünd und Mord, und duldet es nicht länger und über ihm, dem Himmel näher, wehn seine Fahnen rot wie Blut, der Schreck der alten, untergehnden Welt, wehn seine kühnen, starken Fahnen, rot wie sein Blut und das der Brüder, das heilige, lebendige Blut!

Der Mensch steht auf!

Er will des Namens würdig werden, der alle Teufel teuflischer beschämte. Freilich, er war nicht schlechthin schlecht, der eine Mensch, Du oder jener, er war so gut und schlecht wie alle andern, die sich gefallen ließen, daß der Name zu niemals ganz begriffenen Sünden sich ergab.

Der Mensch steht auf, gewaltig wie das Schicksal, aus Leid und Ekel

und seines Namens Würde sieht er mit Demut neu in seine Hand gegeben. Noch ist nichts ausgelöscht, noch brennen alle Sünden, der Weg ist weit und diese Erde scheint nicht zum Paradies gemacht. Nur daß der Mensch jetzt aufrecht steht, ein Büßender, der seinen Sprung getan, nur daß Entschlossenheit dem Antlitz ziemt.

Der Weg ist weit, ein anderer Krieg beginnt, ein friedlicher, mit guten Waffen. Der Mensch will seines Namens würdig werden, er ruht nicht mehr, er ruft die Bruderhände, sinnlos und einsam stand er ehmals da, etzt hat die Arbeit Sinn, jetzt warten Brüder und ob der Weg unendlich sei.

Zur Liebe geht es, zum Verschwiegensten, zum Schwersten und zum einzigen Ziel der Erde.

Verdammt ist jeder Schritt, der sich vom Weg verliert, verdammt sind Mauern, zugeschlossene Tore, verdammt ist jedes nicht gesprochene Wort, das zwischen Mensch und Mensch noch Ferne hält.

Zur Liebe geht es, zur erfüllten Zeit, zum leichten Dienen und zum leichten Herrschen, zur Heiterkeit des Schenkens und des Nehmens; o laßt uns ruhig Schwärmer sein, weil Menschsein Schwärmerei bedeutet.

Doch jetzt, da um des Namens willen der Mensch aufsteht, ist er entschlossen und sonst nichts. Der Weg sei auch unendlich weit, er sieht das Ziel, es kann nichts andres wie die Liebe sein. Und er, der so viel sinnlos litt, wird gerne für das Höchste leiden.

Denn über ihm und dem bestürmten Himmel näher wehn seine Fahnen rot wie Blut, zum Schreck der alten, untergehnden Welt, wehn ihm zum Sieg die kühnen, starken Fahnen, rot wie das Menschenblut und strahlend wie die Liebe."

■

Als Anhang zu Aufsatz „Durch die Blume eines Privatbriefs" drei weitere kurze Stücke aus der „Genfer Reise", aber nur, weil sie im Satz standen und im vorigen Heft keinen Platz gefunden haben:

WARNUNG VOR DER TIEFE

Ich rate: seht euch jedes Ideal darauf an, ob es nicht auch ein Mordwerkzeug abgäbe.

Und hütet euch vor den „tiefen" Menschen. Sie sind tief, weil der Neid in ihnen frißt und sie aushöhlt. Sie sind tief, weil der Machthunger sie schüttelt, bis sie selbst aus den Fugen geraten und alles um sie herum zu wanken und weichen beginnt und sie über einem Abgrund hängen, der allemal der ihres eigenen Lebens ist. Sie sind tief aus Unfähigkeit zur einfachen Liebe.

Sie wollen die Nacht, wie die Eule die Nacht will. Sie loben den Maulwurf und nennen das Reh eine alberne Figur. Die Nachtigall verweisen sie ins Kabarett.

Diese Tiefseefische verachten den Delphin, den Springinswasser, er ist ein Schwindler, denn er glänzt, ein seichter Tropf, denn er schwimmt an der Oberfläche, übrigens im guten Glauben, daß die Tiefe nirgends tiefer sei, als unter ihm. Einen Tänzer, denn er tummelt seine Geradheit.

Aber wenn sie Freude suchen, werden sie gemein.

Nero war ein tiefer Mensch. Fast alle Beamten sind tiefe Menschen. Der Bordellbesitzer, der Kirchensteuer bezahlt, ist es auch.

Viele haben die Entschuldigung der Krankheit. Von hundert Hämorrhoidenkranken sind sechzig tief, von den Magenleidenden alle, bis auf einen, der sich gegen seine Krankheit behauptet.

Darum klingt mir ihre Aufforderung zur Tiefe immer wie: „Bitte, verderben Sie sich erst einmal den Magen, bevor Sie mitreden" und: „Junger Mann, sorgen Sie für Hämorrhoiden".

GLORIA VICTIS

Ich sage Sieg, nur um zu rufen:

Gloria victis!

Selig sind, die unterworfen werden, denn sie entdecken in sich das Himmelreich des freien Willens und der Unbeugsamkeit. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Sieger in den Himmel.

Selig sind, die geknechtet werden, denn sie wachsen, mit ihrem alleinigen Herzen, über ihre Herren und sind unerreichbar für jede Gewalt.

Selig sind, die ohnmächtig zurückbleiben hinter dem Triumph der Gewalt, denn sie haben das Dasein ergründet. Auftauchend vom Grund brennen sie mit ihrem Lächeln und ihrem Blick das Gespenst ihres Todes in die Seele des Siegers, daß er daran leide bis ins dritte und vierte Glied. So hält die Netzhaut des Mörders das Bild seines Opfers. Es ist wie eine furchtbare Empfängnis. Das Bild wächst in ihm, es nährt sich von seiner Kraft und er stirbt daran. Dann ist das Opfer wiedergeboren, es steht auf und wandelt.

Selig sind die Sklaven, denn niemand kann sie mehr versklaven. Mit ihren ruhenden Händen werden sie ihre Herren zu sich niederziehn, ans Herz oder unter ihre Knie, wie die Herren wollen.

Gloria victis!

ICH STOSSE AUF EINE FESTUNG; ES IST MEIN FREUND

Ihr habt lange genug durchgehalten. Versucht einmal jetzt durchzudenken. Ich bitte ja nur: versucht es. Habt ihr soviel versucht seit vier, seit vierzig und vierhundert Jahren, um euch zu retten, warum nicht auch einmal dies?

Man soll immer mit sich anfangen und dann mit seinen Freunden. So habe ich es gehalten.

Mein Freund ist eine ehrliche Haut, und er will sie nicht wechseln. Er findet sie schön, er hat sich darin eingelebt, warum sollte er, mitten im Unwetter, ins Freie und ins Ungewisse hinaus? Nicht, als ob er ein Ungeheuer an Bequemheit wäre, er hängt nur an seinen kleinen Gewohnheiten, und er sieht nicht, daß sie durch den Krieg ihre Unschuld eingebüßt haben. Er besaß sie schon vor dem Krieg, er besitzt sie, solange er denken kann.

Ich liebe ihn, denn er ist mein Freund. Es schmerzt mich sehr, daß wir nicht mehr Kameraden sind. Sicher leidet er nicht weniger darunter, als ich. Deshalb haben wir seit Monaten nur noch abseitig voreinander monologisiert, unter dem Vorwand, daß wir unsere Gegensätze achteten, in Wirklichkeit aus Angst, einander zu verlieren, wenn wir, was uns trennte, eins aufs andere zwischen uns aufrichteten. Konnten wir doch nicht absehen, wie hoch die Mauer, geschweige denn was in dieser Abgeschiedenheit aus unserer Freundschaft wurde.

Das dauerte Monate, es dauerte ein Jahr. Endlich sagte ich: „Wir wollen miteinander sprechen" und erzählte ihm meine Geschichte.

Er hörte sie an, ohne zu erstaunen, er kannte sie ja, und ich glaube nicht, daß sie sein freundschaftliches Gefühl einen einzigen Augenblick verwirrt hat.

„Ich will die Sache noch einmal durchdenken," sagte er, „um dir in der denkbar besten Form zu antworten."

Durchdenken: er sprach es aus, worauf es ankam. Ich bat ihn, sich so vor den Spiegel aufzustellen, als ob er sich, vor sich selbst, und ganz allein den Prozeß machte, einen Prozeß, bei dem er beide Parteien in seiner Person vereinigte, wodurch Verheimlichung, Beschönigung, absichtsvolle Färbung und Rechthaberei ihren Sinn verlören.

Als ich ihn wiedersah, merkte ich am sieghaften, ein wenig spitzen Leuchten seiner Augen und den schön geordneten Gesichtszügen sofort, daß mein Drängen ihn nur veranlaßt hatte, seine Rolle auf ihre Wirksamkeit zu prüfen und sie zu vertiefen. Er hielt ein glänzendes Plaidoyer, das vom ersten Satz an seine Absichtlichkeit ausschrie. Er hatte sein ganzes Wissen, sein ganzes Gefühl nach Argumenten durchsucht und damit seiner Voreingenommenheit ein Haus gebaut, das eine uneinnehmbare Festung sein sollte.

Sie war es auch. Deshalb tat ich, wie ich vor jeder Festung tue. Ich grüßte voller Einsicht den geschweiften Rücken der Welle, die schweren Riegel ihrer Tore, ihre Gründe und Abgründe voll Kanonen und andern überzeugenden Gedanken, ich gab ihnen das Schauspiel des jämmerlichen Gegners, der den Sturm nicht einmal versucht, schamlos machte ich kehrt und zog ab zu den Lilien im Feld und den Vögeln unter dem Himmel.

PAUL CASSIRER VERLAG

Soeben sind erschienen:

Walter Hasenclever:
Die Menschen
DRAMA

Preis 4.50 Mk. Geb. 6.— Mk.

Oskar Kokoschka:
Vier Dramen
Orpheus und Eurydike / Der brennende Dornbusch
Mörder, Hoffnung der Frauen / Hiob

Preis 5.— Mk. Geb. 6.50 Mk.

René Schickele:
Die Genfer Reise

Preis 6.— Mk. Geb. 8.— Mk.

BERLIN W 10

Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM“ von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT“ von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA“ von Carl Sternheim und „DER SOHN“ von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN“ von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA“ und das Schauspiel „MADAME LEGROS“ von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN“ von Francis Jammes. „DIE URSACHE“, „DER VATER“ und „DIE KRIEGSWITWE“ von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW“, NAPOLEON“, „SCHULIN“, das Schauspiel „1913“ von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE“ und „DIE TROERINNEN DES EURIPIDES“ von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH“ von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG“ von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA“ und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE“ und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN“ von Annette Kolb. „VERONA“ von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG“ von Franz Kafka. „DER RUHETAG“ von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT“ von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT“ von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER“ von Henri Barbusse, „HELDENTOD“ von Andreas Latzko, die „LEGENDE“ von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—